

Band 1215 • 2,70 DM/1,38 €

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Mich jagte die blonde Bestie

BASTEI
ROMAN

Band 1215 • Deutschland 2,70 DEM/1,38 €

Österreich 22 ATSh/1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belg. 70 BEB/1,74 € • Niederl. 3,00 NLG/1,72 € • Frankf. FRF 11,50/1,75 €

Ital. 3,00 IRI/1,70 € • Span. 3,00 ESH/1,70 € • Greek. 6,00 GRD/1,71 € • Port. 3,00 PTE/1,70 €



81215



GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1215

MICH JAGTE DIE BLONDE BESTIE

Ich hatte in meinem Leben vieles erlebt und auch Überraschungen verdaut, doch was mir hier in dieser Düsternis der Vampirwelt präsentiert wurde, verschlug mir nicht nur den Atem, es ließ mich auch erstarren.

Regungslos stand ich auf der Stelle, starrte gegen die dunkle Spiegelfläche und sah ihn.

Vincent van Akkeren, der Grusel-Star!

Er schaute mich an, und er stand dabei in der Leere eines grenzenlosen Raumes, umgeben von einem kalten, blaugrünen Licht ...

Ob der Grusel-Star seit damals gealtert war, konnte ich nicht sagen. Zumindest hatte er sich verändert. Er trug das Haar anders. Es war dunkel.

Keine silbrigen Fäden schimmerten mehr in der Pracht. Dafür hatte er es länger wachsen lassen, so dass sein Gesicht davon umrahmt wurde.

Er war hagerer geworden. Die Partie um die Augen herum hatte einen bösen, feindlichen Ausdruck erhalten, als wollte er die Menschen davor warnen, ihm zu nahe zu treten.

Vincent van Akkeren wurde mir nicht als Bild gezeigt. Nicht als Halluzination. Dieser Spiegel ließ den Blick in eine Zwischenwelt zu, in der er sich aufhielt. Bisher hatte ich angenommen, dass er zur Hölle gefahren war. Hinein in das Reich des Teufels, wie immer es auch aussah. Für die Ewigkeit, für alle Zeiten. So richtig weg vom Fenster. Aber ich irrite mich. Er war da, und er musste mit Dracula II, dem Beherrschter der Vampirwelt, eine Allianz eingegangen sein. Sonst hätte Mallmann ihn mir nicht so präsentiert.

Ich wusste nicht, wie lange ich in den Spiegel geschaut und mich meinen Gedanken hingegeben hatte, bis mich ein Geräusch aus meinem Zustand hervorriß.

Ich stand nicht allein. Mallmann und seine neue Partnerin Justine Cavallo befanden sich ebenfalls in der Nähe. Allerdings hielten sie sich hinter mir auf. Ich sah sie nicht, denn sie malten sich auch nicht in der Fläche ab, die zwar aussah wie ein normaler Spiegel, aber letztendlich keiner war.

Das Geräusch hätte ich nicht identifizieren können. Es konnte ein Hüsteln oder Räuspern gewesen sein. Es wiederholte sich nicht. Dafür sprach mich Mallmann an.

»Nun, John, was sagst du?«

»Nichts!«

Ich hörte ihn hämisch lachen. »Das glaube ich dir nicht. Du musst dir deine Gedanken machen.« Er sprach mit einer Stimme weiter, die einen widerlich schleimigen Klang angenommen hatte. »Für dich ist eine Welt zusammengebrachen. Du hattest van Akkeren ad acta gelegt. Aber jetzt ist er wieder da. Du stehst vor ihm, und er ist keine Illusion. Es gibt ihn tatsächlich.«

»Ja, in der Hölle!«

»Das denkst du. Das hast du gehofft. Ich kann dir sagen, dass

es nicht stimmt. Möglich, dass er in der Hölle gewesen ist. Aber nun ist er wieder da. Van Akkeren ist zurück. Das Comeback des Grusel-Stars ist gelungen. Perfekt, sage ich dir.«

Das musste ich glauben. Nur war mir noch unklar, was alles dahinter steckte. »Du und er, Mallmann? Wie passt das zusammen? Bitte, das ist eine Konstellation, die ich nicht begreife. Seit wann kannst du Götter neben dir haben?«

»Sieh ihn nicht so an.«

»Wie soll ich ihn denn sehen?«

»Als einen Verbündeten.«

»Partner?«

Ich hörte, wie Mallmann sich in Bewegung setzte und auf mich zutrat. Er blieb rechts neben mir stehen. Ich schaute auf sein scharf geschnittenes Profil und sah noch das Flimmern des roten Ds auf seiner Stirn, das sich veränderte, als er die Stirn runzelte und sich die Haut dabei verzog.

»Also doch keine Partner«, stellte ich fest.

»Nein, nicht hier. Aber wir bekämpfen uns auch nicht. Ich habe mir gedacht, dass ich ihm so etwas wie eine zweite Heimat gebe, wenn es sein muss. Da kann man durchaus von einer Fluchtburg sprechen. Ich möchte, dass eine neue Zeit anbricht. Ich bin zwar ein Einzelgänger und werde es auch weiterhin bleiben, doch ich bin nicht so arrogant, alles nur aus meiner Sicht zu sehen. Du weißt selbst, dass es auch in unseren Werten Hass und Neid gibt.

Mächtige Feinde, die sich gegenseitig einfach nichts gönnen, und genau dem trage ich Rechnung, John. Van Akkeren hat vieles mit mir gemeinsam. Schon damals war er ein Günstling der Hölle. Das bin ich im Prinzip auch, denn letztendlich ist es Luzifer gewesen, der mir dabei geholfen hat, diese Welt aufzubauen, die nun zu meiner Heimat geworden ist. Auch jemand wie van Akkeren wird sich darin wohl fühlen, wenn es denn mal sein muss. Obwohl seine Aufgaben andere sind, wie du dir sicherlich denken kannst.«

»Ach ja? Welche denn?«

»Tu nicht so, John. Du weißt, dass er voll und ganz auf der Seite des Baphomet steht. Er ist auf dieser Erde sein Vertreter, und er wird dort weitermachen, wo er aufgehört hat. Nur mit einem Unterschied. Es wird keinen mehr geben, der sich ihm so in den Weg stellen kann, wie du es damals getan hast.« Er wollte nicht mehr ins Leere sprechen, deshalb fasste er mich an und zog mich herum. »Nun, hast du es gehört, Geisterjäger?«

»Es war nicht zu überhören.«

»Eben.« Seine Blicke wanderten vom Kopf bis zu den Füßen.
»Du wirst ihn nicht mehr stoppen können.«

Diese Meinung passte mir nicht. Ich hatte das Gefühl, Stacheldraht zu schlucken, und stellte fest, dass meine Chancen immer mehr dem Nullpunkt entgegensanken.

Er hatte Recht. Hier brauchte er nicht zu bluffen und auch nicht zu lügen. Es ging mir tatsächlich dreckig. Zwar erlebte ich keine körperlichen Schmerzen, aber das Wissen, in dieser Welt waffenlos gefangen zu sein, konnte mir schon den Mut nehmen, und ich fühlte mich alles andere als gut.«

»Es gibt nicht nur mich«, erwiederte ich. Das war mehr ein leichtes Aufflackern des Widerstandswillens.

Mallmann lächelte abfällig. »Du denkst dabei an deine Freunde?«

»An wen sonst?«

»Vergiss sie. Sie werden kein Problem sein. Wir kümmern uns um Suko, die Conollys und auch um diese Privatdetektivin. Unserer Macht haben sie nichts entgegenzusetzen. Da brauchst du keine Sorge zu haben. Denk nicht an sie. Denk an dich und daran, dass du deine Welt nicht mehr als normaler Mensch wiedersehen wirst. Das ist vorbei, John. Ich habe dich jetzt bei mir, und ich freue mich, dass Carlo Rosetti dir die Waffen abgenommen hat. Er ist wirklich ein sehr treuer Diener. Er hat sich entschieden, einen bestimmten Weg zu gehen, und den wird er auch nicht verlassen.«

»Das habe ich erlebt. Aber stand er nicht mal auf der anderen Seite? Diente er nicht ...«

Scharf winkte Mallmann ab. »Hör auf! Er hat sich perfekt tarnen können und so lange gewartet, bis ein bestimmter Zeitpunkt erreicht war. Das ist jetzt geschehen, John. Er hatte nichts dagegen, dass ich ihm aus dieser Welt meine Boten schickte. Und sie haben das Blut einer jungen Frau getrunken, die Rosetti zu Gast hatte.«

»Das von Eva Sardis?«

»Genau.«

Ich bekam einen roten Kopf. In mir stieg die Wut hoch. Wie im Zeitraffer liefen die letzten Stunden vor meinem geistigen Auge ab. Ich hatte zu Beginn den Fall eigentlich nicht ernst genommen. Ich war aus London in die kleine Stadt Yerby im Westen des Landes gefahren, um ein Heim für alte Priester zu besuchen. Dabei hatte ich nur meinem Freund Father Ignatius einen Gefallen erweisen wollen, der einfach den Verdacht hatte, dass in diesem Rest House einiges nicht mit rechten Dingen zging.

Er hatte Recht behalten. Auf der Fahrt dorthin hatte ich Lilian Sardis kennen gelernt, die ihre verschwundene Schwester Eva suchte und Schreckliches befürchtete. Sie traute dem Chef des Heims nicht über den Weg. Gemeinsam hatten wir Rosetti kennen gelernt und waren gemeinsam von ihm reingelegt worden. Dass der uns angebotene Wein ein Betäubungsmittel enthielt, hatten wir nicht gewusst.

Nach dem Erwachen war ich in der Vampirwelt gelandet. Was mit Lilian passiert war, wusste ich nicht. Die Frage bedrückte mich, und das sah Mallmann mir an.

»Du denkst an deine kleine Freundin - oder?«

»Das kann ich nicht leugnen.«

»Sie gehört ebenfalls zu meiner Truppe. Eva hat ihr Blut getrunken. Ich lasse sie in der normalen Welt. Dort sind sie schon dabei, ihre Zeichen zu setzen. Ich habe schließlich eine

andere Person an meiner Seite, die sich schon freut, auf ihre Art und Weise mit dir zusammen sein zu können.«

Nach diesen Worten hörte ich hinter mir ein scharfes Lachen. Ich brauchte mich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer es ausgestoßen hatte.

Justine Cavallo!

Eine blonde, fast zu perfekte Frau. Zugleich eine Blutsaugerin und Bestie. Mit Schaudern dachte ich an die beiden Kämpfe, die wir uns geliefert hatten. Wäre es nach ihr gegangen, würde kein Blut mehr in meinen Adern fließen. Aber es ging nicht nach ihr, denn Dracula II hatte mich »gerettet« und mich in seine verdammte Welt geholt, weil er noch einiges mit mir vorhatte.

Der Kampf gegen die schöne Justine war schlimm gewesen. Nicht weil ich irgendwelche Verletzungen davongetragen hätte. Allein das Wissen, dass sie mir als Vampirin überlegen war, konnte mich schon depressiv machen. Ich hatte sie ja erlebt. In ihren Händen war ich nur ein Spielball gewesen. Ich hatte mich nicht gegen sie wehren können. Ohne spezielle Waffen ist ein Mensch einem Blutsauger immer unterlegen.

Obwohl sie blonde und keine dunklen Haare besaß, erinnerte sie mich immer ein wenig an Lady X, die ich noch von damals her aus der Mordliga des Solo Morasso her kannte. Nur dass Justine nicht mit einer Maschinengewehr bewaffnet war.

»Dann sind beide Schwestern jetzt Untote?«, fragte ich mit leiser Stimme.

»So habe ich es haben wollen. Eva hat sich von Lilian das Blut geholt. Perfekt, nicht wahr?«

»Wenn man es mit deinen Augen sieht, schon.«

»Das muss man. Es gibt in dieser Welt nur meine Augen, John. Alles andere kannst du vergessen. Sie wird zu deiner Heimat werden. Du lernst sie kennen, ob es dir passt oder nicht, denn dir bleibt keine andere Möglichkeit.«

»Genau«, meldete sich Justine Cavallo hinter mir.

Der Triumph in ihrer Stimme war mir nicht entgangen. Ich wollte mich zu ihr umdrehen, aber das brauchte ich nicht, weil sie schon auf mich zukam.

In diesem düsteren Haus war es nicht völlig finster. Aber es gab auch kein Licht. Zumindest keine offizielle Beleuchtung. Ich befand mich in einer Welt aus Schatten, die nicht nur finster, sondern auch hell waren. Nur fiel es mir schwer, diese Helligkeit anzunehmen, die den Namen nicht verdiente. Sie war da, ohne dass ich eine Lichtquelle sehen konnte. Was sich da an Helligkeit ausbreitete, musste in den Schatten geboren sein und drang aus ihnen hervor, sodass es unterschiedliche Abstufungen von schwarzen und grauen Tönen gab. Das machte mich nicht blind in der kalten Vampirwelt, in der es keine Wärme und auch keine positiven Gefühle gab. Man konnte hier durchaus den Vergleich mit der Hölle ansetzen. Er wäre nicht verkehrt gewesen.

Justine blieb so dicht vor mir stehen, dass ich sie hätte anfassen können. Ich nahm ihren Parfümgeruch wahr. Es war ein besonderer Duft. Sehr süßlich, wie nach verfaulten Pflanzen riechend. Jedenfalls mochte ich ihn nicht.

Justine lächelte mich an wie eine Tigerin ihre Beute. Ich sah ihre beiden Vampirzähne, die sie nicht einmal zu stark entstellten. Die hellen Haare umgaben den Kopf wie eine geballte Ladung. In den dunklen Augen konnte ich nicht erkennen, was sie dachte. Sie waren einfach zu unergründlich.

Eine knallrote Hose aus Leder umspannte den Unterkörper. Sie war so eng, als wäre sie auf die Haut gemalt worden. Im Kontrast dazu stand die schwarze Lederjacke, die nicht geschlossen war. Darunter trug sie eine ebenfalls dunkle Korsage aus Leder, die mit einem durchsichtigen Oberteil verbunden war.

Über ihre Figur konnte man nicht meckern. Sie passte perfekt in die für Männer gemachten Hochglanz-Magazine. Aber man sollte sich von ihrem Äußeren nicht täuschen lassen. Justine

Cavallo war die perfekte Blutsaugerin und eine Partnerin, wie Mallmann sie sich nicht besser wünschen konnte.

Justine Cavallo verkörperte das, was sich Bram Stoker damals im viktorianisch regierten England vorgestellt hatte, in einer Zeit, als Erotik verdammt wurde und Maler sowie Schriftsteller die Fantasien ihrer Leser in Allegorien ausdrücken mussten, um nicht in den Kerker zu kommen. Wer wenig bekleidete Frauen malte oder über sie schrieb, der war gezwungen, Vergleiche aus der Mythologie zu gebrauchen, um seine Botschaften transportieren zu können. Als Blutbraut konnte man schön und erotisch sein, aber nicht im Normalfall. Da standen dann die Sittenwächter davor.

Justine kam noch näher auf mich zu. Ihre Hände mit den langen Fingernägeln streckten sich mir entgegen. Zuerst kitzelte mich das feine Kratzen der Nägel auf der Haut. Dann fuhren ihre Fingerkuppen über mein Gesicht hinweg, und ich erlebte, dass sie keine Wärme beinhalteten.

Mich schauderte, und genau das machte Justine Spaß. Da sie kleiner war als ich, musste sie zu mir hochschauen. »Wir beide, John, werden verdammt viel Spaß miteinander haben.«

»Das glaube ich weniger.«

»Dir wird nichts anderes übrig bleiben, mein Freund. Schon bald sind Justine und John ein Paar. Hört sich nicht schlecht an - oder? Du glaubst gar nicht, wie viel Spaß man auch als Wesen der Nacht noch miteinander haben kann.«

»Ich liebe das Licht!«

»Dieses hier wird dir reichen.« Sie ließ ihre Hände wieder sinken und wandte sich an Mallmann. »Bleibt es dabei, oder hast du es dir anders überlegt?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Und wann ...«

»So schnell wie möglich.«

Auf diese Antwort hatte Justine gewartet. Sie lachte schallend auf. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie plötzlich zu

tanzen angefangen hätte. Ich stand daneben, beobachtete die beiden und fragte mich, was sie vorhatten.

Auch jetzt tippte Dracula II richtig. »Ich sehe dir an, dass du wissen willst, wie es weitergeht?«

»Das möchte man immer. Außerdem wird es mir allmählich langweilig.

Vampirwelten sind eben nichts für normale Menschen.« Ich schaute auf die Spiegelfläche und dachte darüber nach, ob sie das Tor war, um diese Dimension zu verlassen, aber diese Hoffnung zerbrach, denn der Spiegel zeigte mir nichts mehr. Er war wieder zur Wand geworden. Van Akkeren hatte sich zurückgezogen. Für mich und in dieser Welt war er nicht mehr als eine Randfigur. Sein Metier war die normale Welt, wo er seine Zeichen gegen die Templer um Abbe Bloch setzen würde, denn sie verfolgte er ebenfalls mit seinem Hass.

»Ich habe Verständnis, John.« Mallmann lächelte und nickte mir zu. »Aber du musst auch verstehen, dass ich mein Versprechen nicht brechen kann. Ich habe Justine versprochen, dass sie dich bekommt. Es tut mir selbst Leid. Kann sein, dass ich mich noch einmische. Zunächst geht es mal um Justine.« Er lächelte wieder. »Und um dich.«

»Ich höre.«

»Du darfst hier das Haus verlassen.«

»Oh. Soll ich mich bedanken?«

»Das liegt an dir, John. Du kannst dich in meiner Welt als völlig normaler Mensch bewegen. Das ist doch für dich bestimmt fantastisch. Ich werde nichts tun. Ich bleibe hier und warte einfach nur ab. Das ist alles.«

»Sehr schön. Was ist mit Justine?«

»Nun ja ...«, sagte Mallmann gedehnt. »Bei ihr ist es etwas anderes, mein Lieber.«

»Dann wird sie nicht hier bei dir bleiben?«

»Nein!« Mallmann warf seiner Verbündeten einen auffordernden Blick zu, damit sie weitersprach. Das ließ sich Justine

natürlich nicht nehmen.

»Es ist wirklich nicht kompliziert, John. Du darfst gehen, und ich gebe dir zwei Minuten Vorsprung. Danach verlasse ich dieses Haus, und damit hat das Spiel begonnen.«

»Verstehe«, flüsterte ich. »Für dich ist es ein Spiel. Für mich mehr eine Treibjagd, in der ich das Opfer bin.«

»Perfekt!«

»Ich habe dich als Gegnerin?«

»Unter anderem.«

»Wen noch?«

»Bitte, John«, meldete sich Mallmann zu Wort. »Du kennst dich in dieser Welt doch aus. Nur bist du heute ohne Waffen. Du weißt selbst, wer hier alles lauert. Die meisten meiner Geschöpfe sind ausgehungert. Sie lechzen nach Blut. Sie wollen das frische Menschenblut trinken und dabei an nichts anderes denken. Sich laben, um sich dann so stark zu fühlen. Das ist es doch, John.«

»Allmählich begreife ich.«

»Sehr schön.« Er deutete auf die offene Ausgangstür. »Wenn du willst, kannst du gehen.«

»Ja, geh!«, stimmte auch Justine zu.

Ich blickte sie an. In ihren Augen hatte sich etwas verändert. Ich sah darin die Gier, die einzige und allein mir galt. Sie würde mich jagen und hetzen, denn sie wusste verdammt gut, dass es in dieser Welt kein Schlupfloch für mich gab.

Ich war ein Mensch, sie nicht. Ich würde irgendwann erschöpft sein, und dann hatte sie leichtes Spiel.

Verdammter Mist, es sah mehr als schlecht aus. Ich konnte mich jetzt schon darauf einstellen, dass ich so gut wie tot war. Und dieses Wissen quälte mich, auch wenn ich mich äußerlich noch gelassen gab.

»Es wird ein toller Spaß werden ...«, sagte Justine.

Ich erwiderte nichts. Es hatte keinen Sinn, mich hier zu wehren. Mit den bloßen Händen kam ich gegen keinen dieser

verdammten Blutsauger an, die ihre Trümpfe eiskalt ausspielten.

»Geh jetzt!«, befahl Mallmann. »Wir sehen uns dann später wieder, Geisterjäger ...«

»Lieber nicht«, erwiderte ich kratzig, aber ich tat trotzdem, was mir aufgetragen war.

Langsam drehte ich mich um, ohne Justine noch einen Blick zu gönnen. Und ebenso langsam ging ich zur Tür. Als ich dort einen Schritt über die Schwelle setzte, hörte ich zunächst Mallmanns scharfes Lachen und dann seine Stimme.

»Ab jetzt läuft die Zeit, John ...« Es stimmte. Die Treibjagd auf mich hatte begonnen!

Das Innere der kleinen Kirche war alles andere als hell. Trotzdem reichte das Licht aus, um eine Szene erkennen zu lassen, die einfach nicht in diese Umgebung hineinpasste.

Dicht hinter dem Eingang und nicht weit von einem Taufbecken entfernt, lag ein junger Mann gefesselt am Boden. Er schrie, er jammerte, er wand sich, aber es war ihm unmöglich, auf die Füße zu kommen. Sein Gesicht war verzerrt. Das lag nicht einmal so sehr an dem gequälten Ausdruck, sondern an den beiden spitzen Zähnen, die deutlich sichtbar aus dem Oberkiefer hervorwuchsen.

Dieser Mensch war kein Mensch mehr, sondern eindeutig ein Vampir. Freiwillig war diese Gestalt bestimmt nicht in die Kirche gelangt. Die umstehenden Personen mussten ihn gefangen, gefesselt und dann in die Kapelle gebracht haben.

So dachte auch Suko, der von außen durch eines der recht kleinen Fenster in die Kirche hineinschaute. Er hatte die lauten Rufe gehört und wollte nur nachschauen, was passiert war.

Mit diesem Bild hatte der Inspektor nicht gerechnet. Darauf war er nicht eingestellt gewesen, nicht auf das Erscheinen von

Vampiren.

Unruhe und Besorgnis hatten ihn nach Yerby getrieben, in den kleinen Ort im Westen Englands, zu dem auch sein Freund und Kollege John Sinclair gefahren war.

Für John hätte es eine harmlose Sache sein müssen, nicht mehr als eine Kontrolle. Für Suko schon weniger. Er war zudem nicht Johns Kindermädchen. Doch da hatte es noch einen anderen Grund gegeben. Aus Südfrankreich war Suko angerufen worden. Abbe Bloch, der Templer, hatte in seinem Würfel etwas Furchtbares gesehen. Die Rückkehr des Grusel-Stars van Akkeren.

Auch Suko und sein Freund John kannten van Akkeren, der sich als der erste Diener des Dämons Baphomet ansah, und beide kannten dessen Gefährlichkeit. Dagegen musste man schon mit vereinten Kräften ankämpfen.

Da John Sinclair sich nicht gemeldet hatte und Suko ständig besorgter geworden war, hatte er einfach nicht anders handeln können, war in den Wagen gestiegen, um nach Yerby zu rasen und erlebte nun etwas, mit dem er beim besten Willen nicht gerechnet hatte.

Ein gefesselter Vampir in der Kirche. Was hatte das mit Johns Fall zu tun?

Nichts, im Prinzip. Aber Suko dachte jetzt quer und erinnerte sich daran, was ihm der Abbe berichtet hatte. Bloch hatte ihm nicht nur von Vincent van Akkeren erzählt, sondern auch von einer gefesselten Frau und von Fledermäusen, die groß und düster über die Person hinwiegglatterten. Genau da hatte er die Verbindung zu den Vampiren. Zwar vage, doch sie war vorhanden, und jetzt sah der Inspektor dieses Bild.

Er beobachtete und wartete noch ab. Es hielten sich nur Männer in der Kirche auf. Diejenigen, die den gefesselten Blutsauger umstanden, mussten die Bewohner des Ortes sein. Ihnen war der Vampir auch in die Falle gelaufen. Der Gefesselte beruhigte sich allmählich wieder. Er blieb auf der Seite

liegen und hatte das Kinn auf die Brust gesenkt, um keinen anderen anschauen zu müssen.

Die Männer wirkten auf Suko recht unsicher. Sie kamen ihm vor wie Personen, die nicht wussten, wie es weitergehen sollte. Sie schauten sich ratlos an. Einige sprachen, redeten aber nicht so laut, dass Suko sie verstanden hätte. Er hörte nur hin und wieder ein paar scharfe Wortfetzen.

Der Platz am Fenster war zwar für einen Beobachter gut gewesen, aber nicht, um einzugreifen. Noch war Suko nicht entdeckt worden, und sein Eintritt in die Kapelle würde für manche Überraschung sorgen. Er war ein Fremder. Die Bewohner hier wollte er nicht als aufgeschlossen ansehen. Sie würden sich gegen Eindringlinge wehren, und erst recht dann, wenn Menschen kamen, die sich um Dinge kümmerten, die sie selbst nicht verstanden. Darauf konnte und wollte Suko keine Rücksicht nehmen. Hier ging es um mehr, und er konnte sich gut vorstellen, dass sein Freund John Sinclair in eine verdammte Falle hineingeraten war.

Er zögerte keine Sekunde länger. Mit wenigen Schritten hatte er die Tür erreicht. Für eine Kirchentür war sie recht schmal, aber sie passte zur Kapelle.

Allerdings ließ sie sich recht schwer aufziehen, weil sie an der linken Seite klemmte. Hinzu kam ein Geräusch, das die Männer in der Kirche hörten. Wie auf ein geheimes Kommando hin drehten sie ihre Köpfe dem Eintretenden zu.

Bevor sie reagieren und etwas sagen konnten, war Suko zwei Schritte nach vorn gegangen und blieb bei ihnen stehen. Er zählte sieben Männer im unterschiedlichsten Alter, in deren Gesichter er schaute.

So verschieden sie auch waren, eines hatten sie gemeinsam. Die Überraschung war schnell aus ihren Gesichtern verschwunden. Danach starren sie den Eindringling feindselig an, sprachen jedoch kein Wort mit ihm.

»Darf ich fragen, was hier los ist?«

Nachdem Sukos Stimme verhallt war, trat für einen Moment Stille ein. Auch der Vampir am Boden bewegte sich nicht. Nicht mal ein leises Jammern kam aus seinem Mund.

Ein älterer Mann mit grauen Bartstoppeln und dunklen, tückischen Augen ergriff das Wort.

»Was hier los ist, geht dich nichts an, Fremder. Das ist eine Sache, die wir ganz allein durchziehen.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Hau ab!«

»Nein!«

Sukos Antwort hatte sie überrascht. Keiner von ihnen gab einen Kommentar ab. Der Sprecher schluckte, nachdem er sich geräuspert hatte. Dann trat er dem am Boden liegenden Vampir wuchtig in die Seite. »Er gehört uns. Hast du verstanden? Oder bist du auch einer, der Blut saugen will?«

»Nein!«, sagte Suko.

»Verschwinde!« Nach diesem Befehl nickte der Ältere den anderen zu, die diese Kopfbewegung sehr wohl verstanden hatten. Es brauchte nichts mehr gesagt zu werden. Sie machten augenblicklich Front gegen den Inspektor.

Damit roch es nach Gewalt!

Suko konnte die Einheimischen irgendwie verstehen. Er selbst hätte sich auch gewundert, wenn etwas in diese Richtung hin gelaufen wäre und er auf der anderen Seite gestanden hätte.

Aber er konnte sich von den Leuten nicht überrumpeln lassen. Worte wären wenig überzeugend gewesen, deshalb griff Suko mit einer schnellen Bewegung zu dem Argument, das den Namen Beretta trug.

Er zog die Waffe, und plötzlich schauten die Menschen in das dunkle Loch der Mündung hinein.

Es war ein Schock.

Die Männer erstarrten in der Bewegung. Keiner wollte der Erste sein, den eine Kugel traf. Die Aggressivität ging zurück. Plötzlich sahen sie verunsichert, auch ängstlich aus. Blicke

wechselten zwischen Suko und dem gefesselten Vampir hin und her. Wahrscheinlich gingen die Männer davon aus, dass die beiden Verbündete waren.

Suko stellte sich so hin, dass er das viereckige Taufbecken im Rücken wusste. Es war in den vergangenen Sekunden nicht mehr gesprochen worden, was Suko änderte. Er wechselte die Waffe in die Linke und holte mit der freien Hand seinen Ausweis hervor.

»Falls jemand von Ihnen auf diese Distanz hin nicht lesen kann, will ich sagen, dass es sich hier um einen Dienstausweis handelt. Einen Ausweis von Scotland Yard.«

Jetzt waren die Männer stumm vor Überraschung. Suko winkte den Älteren mit der Waffe zu sich heran. Der Mann kam auch, aber er fühlte sich äußerst unwohl.

»Bitte, schauen Sie nach.«

»Ja, gut.«

Der Mann berührte das Dokument nicht. Aus sicherer Entfernung las er den Text, hob dann die Schultern, nickte und drehte sich zu seinen Leuten hin um.

»Es stimmt«, flüsterte er, »der Mann ist Polizist.«

Viel weiter brachte das die Leute auch nicht. Sie wussten nichts zu sagen. Damit hatte Suko gerechnet. Er wartete noch ab und schaute sich die Männer an, die sehr verunsichert waren. Der Ältere schaute an Suko vorbei auf den Jüngeren am Boden. Er hatte jetzt auch seine Beine angezogen und erinnerte in seiner Lage an einen Embryo.

Suko wandte sich an den Älteren, während er den Ausweis und die Beretta einsteckte. Die Männer sollten erkennen, dass er ihnen vertraute. Suko hatte richtig gerechnet, denn niemand traf Anstalten, ihn anzugreifen.

Mit dem linken Zeigefinger deutete er auf den am Boden liegenden Vampir. »Wer ist dieser Mensch?« .

»Robby Maidon.«

»Und wer sind Sie?«

Der Ältere holte tief Luft. Er focht einen Kampf aus, und Suko sah plötzlich Tränen in den Augen des Mannes. »Ich heiße Jack Maidon. Ich bin sein Vater!«

Damit hatte Suko nicht gerechnet. Er brauchte kein Hellseher zu sein, um zu wissen, wie es in diesem Menschen aussah. Den Sohn als Vampir erleben zu müssen, war einfach schrecklich. Das war für jeden Vater ein verdammter Horror.

»Tut mir Leid, ich wusste nicht ...«

»Aber jetzt wissen Sie es, Inspektor.«

»Ja. Und ich muss Sie danach fragen, wie es passieren konnte. Wie ist Ihr Sohn verwandelt worden?«

Jack Maidon drehte sich Suko zu. Er strich über das dünne graue Haar. »Ich weiß nicht, warum ich Ihnen das alles erzähle, aber ich werde es Ihnen sagen. Es ist in der Nacht passiert. Da muss es Robby erwischt haben. Oder auch am Abend. Ich weiß es nicht genau. Ich habe noch mit ihm sprechen können. Er sprach von zwei Frauen, von Eva und von Lilian. Sie trafen ihn, als er aus dem Nachbarort mit seinem Fahrzeug kam. Da war es schon zu spät. Er hat mir nichts mehr gesagt und mich plötzlich angegriffen. Er wollte tatsächlich mein Blut!«, keuchte der Mann. »Das Blut von seinem eigenen Vater trinken! Stellen Sie sich das mal vor. Das ist der perfekte Irrsinn. Ich konnte fliehen. Ich habe Hilfe geholt. Ich habe meine Frau weggeschickt. Gemeinsam haben wir Robby dann überwältigt und hier in die Kirche geschleift. Er hat getobt. Er hat geschrien. Aber wir müssen es tun. Ich war nur froh, dass meine Frau für zwei Wochen verreist ist. So hat sie nichts mitbekommen.« Maidon schluckte und rieb seine Augen. »Ich begreife das alles nicht.«

Die anderen Männer begriffen es auch nicht, das sah Suko ihnen an. Sie standen um das Taufbecken herum wie Statisten, die auf ein Zeichen des Regisseurs warteten.

»Sie haben vorhin von den beiden Frauen gesprochen, Mr. Maidon«, nahm Suko den Faden wieder auf. »Lilian und Eva.

Kennen Sie die beiden? Kommen Sie aus der Umgebung?«

»Sogar aus Yerby.«

»Und?«

»Sie sind Schwestern. Das heißt, nur Eva lebte noch hier. Lilian nicht. Aber sie kam, um ihre Schwester zu suchen, denn Eva war seit einigen Tagen verschwunden. Lilian muss ihre Schwester gefunden haben. Was dann geschah, weiß ich nicht. Jedenfalls haben sie Robby angegriffen und sein Blut getrunken. Jetzt ist er jedenfalls das, was auch sie waren. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Suko nickte und fragte dann: »Sie wissen, was Sie zu tun haben, Mr. Maidon?«

»Nein, nicht genau.«

»Aber Sie haben ihn in die Kirche geschafft.«

»Das stimmt schon.« Nach dieser Antwort zuckte er hilflos die Achseln und sah dabei die anderen Dorfbewohner an, die sehr still geworden waren und ihm das Reden überließen. »Wir haben ... wir wollten ihn wieder zurück ... na ja, Sie wissen schon ...«

»Glauben Sie denn, dass es ein Zurück für Ihren Sohn gibt?«

Maidon hob die Schultern. Sein Blick schweifte dabei durch die kleine Kirche, als könnte er innerhalb dieser schlichten Wände die Erleuchtung finden. Es war niemand da, der ihm einen Ratschlag gab. So schaute er schließlich zur Seite und dann zu Boden.

Suko legte ihm tröstend eine Hand auf die Schulter. »Ich kann mir denken, was Sie sich gedacht haben, Mr. Maidon, aber das wird leider nicht möglich sein. So traurig es auch ist, für Ihren Sohn gibt es kein Zurück mehr in das normale Leben. Man hat ihn verändert. Wenn Sie ihn freilassen, wird er auch Sie nicht mehr kennen. Er wird alles daransetzen, um das Blut zu bekommen, mit dem er seinen verdammten Hunger stillt. So sind die Regeln leider. Die verdammten Gesetze, die ich wirklich nicht gemacht habe.«

»Meinen Sie?«, fragte Maidon nach einer kurzen Pause mit leiser Stimme, »dass ich meinen Sohn jetzt abschreiben kann?«
»So schlimm es ist, das müssen Sie!«

»Gott - nein!«, jammerte er und drehte sich zur Seite. Er schaute gegen die Decke der Kapelle und ballte die Hände zu Fäusten, doch es war niemand da, der ihm eine Antwort gegeben hätte.

Und Hilfe erhielt er auch nicht.

Ein Mann in Arbeitskleidung schob sich vor. »Wir haben daran gedacht, es mit Weihwasser zu versuchen.«

Suko schaute in die hellen Augen des Sprechers, die jetzt Verzweiflung widerspiegeln.

»Es tut mir Leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber auch das wäre keine Rettung für Robby.«

»Was dann?«

»Die Erlösung.«

Der Mann schwieg. Er schluckte, er sah dabei die anderen Bewohner an, die seinen Blicken auswichen, weil sie mit Sukos Antwort auch nicht viel anfangen konnten.

»Ja, Erlösung!«, bestätigte der Inspektor,

»Robby muss einen normalen Tod finden, um sein Seelenheil zu erhalten.«

Suko deutete wieder auf den Vampir.

»Wir müssen ihn deshalb töten!«

Harte Worte, die den Eindruck nicht verfehlten, denn die Menschen waren sehr ruhig geworden. Sie starrten weg, als hätte Robby einen ansteckenden Ausschlag bekommen.

Nur sein Vater nicht. Er hatte sich Suko zugeschaut und sprach ihn leise an. »Es gibt, keine andere Möglichkeit?«, fragte er sehr gefasst.

»Nein!«

Es fiel Maidon schwer, die nächste Frage auszusprechen.
»Muss er gepföhlt werden?«

Suko schüttelte den Kopf. »Man könnte es tun, aber es wird

nicht nötig sein.«

»Warum?«

»Ich erledige das«, sagte Suko.

Jack Maidon war im ersten Moment sprachlos.

»Sie wollen ihn töten, Mister?«

»Ja.«

»Aber ...«

»Keine Sorge, Mr. Maidon. Ich weiß sehr genau, was ich tue. Ich bin nicht grundlos hier nach Yerby gekommen, obwohl ich nicht mit einem Blutsauger gerechnet habe. Zu meinen Motiven später, wenn wir hier alles erledigt haben.«

»Sie und ich?«

»Wenn Sie wollen.«

Maidon überlegte keine Sekunde länger. »Ja, ich will es sehen, aber ich möchte auch, dass wir zu zweit sind. Ich will keine weiteren Zeugen haben.«

»Das versteh ich.«

Maidon ging auf die Männer zu.

»Ihr versteht mich doch - oder? Das ist mein Sohn. Ich bin sein Vater. Ich muss es tun. Ich muss zuschauen oder wie auch immer. Ihr habt alle gesehen, dass das Grauen hier bei uns in Yerby wahr geworden ist. Und ich vertraue dem Fremden. Ich bin dabei über meinen eigenen Schatten gesprungen. Bitte, tut ihr es auch und lasst uns allein.«

Zuerst zögerten sie.

Wahrscheinlich kam es den meisten von ihnen wie ein böser Traum vor. Doch dann, als sich der erste Bewohner zur Tür wandte, war das Eis gebrochen. Jetzt gingen auch die anderen mit. Sie flüsterten Jack Maidon etwas zu, das er nicht verstand. Aber er nickte.

Jack Maidon schloss die Tür sehr hart. Mit einer heftigen Bewegung drehte er sich um. Er war sehr bleich. Unter der Haut traten die Adern bläulich hervor. Wieder zuckten seine Lippen.

Dann sagte er mit rauer Stimme: »Wir können, Inspektor ...«

Suko hatte sich bereits entschieden, welche Waffe er einsetzen würde. Er wollte die Beretta stecken lassen und keine geweihte Silberkugel verschießen. Die Dämonenpeitsche würde Robby Maidon erlösen. Suko zog sie langsam hervor.

Es schien, als hätte der Vampir die Bewegung gesehen, denn er streckte sich plötzlich. Seine gefesselten Beine wurden lang, er hob den Kopf an und setzte sich hin.

Zum ersten Mal sah Suko das Gesicht aus der Nähe. Er musste zugeben, dass es ihm nicht gefiel. Der junge Vampir steckte voller Emotionen. Auf der einen Seite spürte er die Gier nach Blut in sich, auf der anderen war es die Umgebung, die ihn schon hemmte. Das Innere einer Kirche war nicht eben sein idealer Aufenthaltsort. Das wäre eher ein Sarg gewesen.

Wahrscheinlich wusste er, was mit ihm geschehen sollte. Aus seinem Mund drang plötzlich ein jämmerliches Jaulen. Er zerrte an den Fesseln, bekam sie aber nicht auf. Wäre er im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen, hätte er die Stricke sicherlich zerreißen können, so aber musste er liegen bleiben.

Jack Maidon stand neben dem Taufbecken und hatte Tränen in den Augen. Mit einer Hand hielt er sich am Rand des dunkelgrauen Steinbeckens fest. In der Mulde schimmerte das Wasser, auf dessen Oberfläche sich ein paar wenige Lichtreflexe verloren.

Suko ahnte, was in diesem Menschen vorging. Er ließ dem Mann deshalb noch etwas Zeit, um von Robby Abschied zu nehmen. Am liebsten hätte er Jack ebenfalls weggeschickt, aber als Vater hatte der Mann ein Recht zu bleiben.

»Ich kann es nicht fassen, Inspektor, aber ich nehme es hin. Ich stelle mich den Tatsachen.«

Suko wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Trösten

konnte er den Mann kaum, für den in diesen Momenten eine Welt zusammengebrochen war. Noch zögerte er. Nur seine Handfläche bewegte sich auf dem Rand des Taufbeckens hin und her, als wollte er das Gestein an dieser Stelle blank reiben.

»Hat es Sinn, wenn ich für ihn bete?«

»Beten kann nie schlecht sein«, erwiderte Suko. »Aber wir müssen den Weg trotzdem gehen.«

»Ja - leider.«

Niemand sprach mehr. Maidon kämpfte noch mit sich. Nach einigen Sekunden hatte er die Worte gefunden, die sich zu einem Gebet zusammensetzen.

Robby hörte die Worte. Sie gefielen ihm nicht. Er streckte den Kopf vor wie ein Raubtier, seine Mundwinkel bildeten dabei zwei nach unten weisende Halbmonde. Er knurrte tief in der Kehle, schüttelte den Kopf und streckte die gefesselten Hände vor, als könnte er seinen Vater vom Beten abhalten.

Übergangslos schrie er los. Die gebeten Worte mussten ihn wie eine Folter treffen.

Maidon verstummte. Er war noch blasser geworden. Sein Gesicht zeigte einen erschreckten Ausdruck, der sich dann in Wut verwandelte, die sich auch auf seine Handlungen auswirkte.

Die rechte Hand des Mannes klatschte in das Weihwasser. Sie schaufelte einen Schwall hervor, der in Richtung seines Sohnes spritzte und ihn voll erwischte.

Robbys Gesicht war Hauptziel gewesen. Das meiste Wasser klatschte dort hinein, und plötzlich erlebten Suko und Maidon das Sterben des jungen Vampirs.

Er schlug nach hinten.

Er wälzte sich über den Boden. Sein Körper zuckte ebenso wie die Glieder. Die Schmerzen machten ihn fast wahnsinnig. Das Weihwasser hatte tiefe Wunden in sein Gesicht gerissen. Die Haut schmolz dort weg, und sogar Rauch kräuselte der Decke entgegen.

Schreckliche Schreie gellten durch die Kapelle. Wie eine Statue blieb Jack Maidon neben dem Taufbecken stehen. Die vom Weihwasser nasse Hand war nach unten gesunken. Er starrte ins Leere. Er war unfähig, sich zu bewegen. Er schaute auch nicht mehr auf seinen Sohn, der sich wie ein zuckender Wurm über den kalten Steinboden der Kirche wand.

Suko hatte inzwischen die Dämonenpeitsche gezogen und auch den Kreis geschlagen. Die Riemen lagen frei und pendelten noch dicht über dem Boden hinweg.

Er ging dem Vampir nach, dessen Bewegungen immer schwächer wurden. Er hatte sich aus der Gefahrenzone gerollt und beinahe die hintere Bankreihe erreicht, als er liegen blieb.

Suko drehte ihn auf den Rücken, um ihn anschauen zu können.

Es gab ihn noch, aber es gab ihn nicht mehr als Vampir. Das Gesicht war völlig zerfressen. Wunden, aus denen ein gelblicher Schaum quoll, der dick wie Eiter war. Die Haut an der Nase war bereits weggefressen, und auch die Lippen lösten sich allmählich auf.

Trotzdem ging Suko auf Nummer sicher.

Er schlug mit der Peitsche zu.

Dabei traf er den Körper, der noch einmal in die Höhe zuckte. Danach konnte Suko endgültig sicher sein, Hobby Maidon erlöst zu haben, und das würde er auch seinem Vater Jack klar machen. Für den war hier nicht mehr der richtige Platz.

»Kommen Sie«, sagte Suko.

Widerstandslos ließ sich Jack Maidon fortführen. Er sah nicht mehr aus wie ein Mensch. So wie er hätte auch eine Marionette gehen können ...

Noch bevor sie die Tür der Kapelle erreichten, knickte Jack Maidon ein. Suko fing ihn ab und befürchtete das Schlimmste,

aber Maidon fing sich wieder. Er war nur gestolpert und nicht vor Schwäche zusammengebrochen.

»Es geht schon wieder, Inspektor. Es ...es ... war nur alles ein wenig viel für mich.«

Das Taufbecken gab ihm Halt. Maidon blickte nicht zurück. Er suchte die Ausgangstür der kleinen Kirche, ohne darauf zuzugehen. »Ich habe es gewusst.«

»Was haben Sie gewusst?«

»Dass etwas nicht stimmt.« Seine Handbewegung wirkte verloren. »Es ist etwas eingetreten, das wir Menschen nicht stoppen können. Es steht über uns. Es war schon immer da, aber es hat sich bisher zurückgehalten.«

»Wovon sprechen Sie, Mr. Maidon?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Man kann es nicht erklären, Inspektor Suko. Nein, man kann es nicht. Es hat meinen Sohn erwischt. Es hätte auch jeden anderen treffen können. Wir Menschen müssen damit leben. Kann sein, dass wir verpasst haben, auf gewisse Anzeichen zu achten. Ich will es auch nicht beschreien, Inspektor. Uns bleibt nur das Beten.« Er lachte plötzlich. »Aber auch das stimmt nicht mehr. Denken Sie daran, wo es geschehen ist! In der Kirche. In diesem Raum, der für das Böse tabu ist. Aber die Grenzen sind eingerissen. Die alten Regeln stimmen nicht mehr.« ...»Sie sagen das, als wüssten Sie mehr, Mr. Maidon.«

»Nein, ich weiß nichts. Leider nichts. Aber ich habe Augen im Kopf, Inspektor. Ich habe auch Gefühle. Man hat es gespürt, dass die Dinge hier in Yerby sich verändert haben. Nicht nur ich habe es gespürt, alle anderen ebenfalls, aber wir konnten nichts tun.« Damit verstummte seine tonlose Stimme. Er ging wie im Trance zur Tür der kleinen Kirche.

Suko erkannte, dass es keinen Sinn hatte, dem Mann jetzt noch weitere Fragen zu stellen. Er ließ ihn gehen. Mit einer müden Bewegung zog Maidon die Tür auf und schritt ins Freie, wo es ungewöhnlich still war. Trotz der Männer, die sich vor

der Tür versammelt hatten. Keiner von ihnen wagte es, eine Frage zu stellen. Die meisten schauten betreten zu Boden. Selbst das Zwitschern der Vögel war verstummt.

Suko folgte Maidon. Die Leute wagten nicht, ihnen eine Frage zu stellen. Bestimmt hatten sie vor der Wahrheit Angst, aber sie trauten sich noch nicht, die Umgebung der Kirche zu verlassen.

»Geht nach Hause«, sagte Suko. »Es ist für alle besser so. Sie können hier nichts mehr tun.«

Einige Männer hatten nur auf diese Anordnung gewartet. Sie nickten, drehten ab und gingen davon.

Nur drei Jüngere blieben zurück. Sie schauten sich gegenseitig an. Einer versuchte, dem anderen Mut zu machen, und schließlich hatten sie es geschafft, sich auf eine Frage zu einigen.

»Ist er ...?«

Suko wusste, was folgen würde. Er ließ den Mann den Satz nicht aussprechen. »Ja, Robby Maidon ist erlöst worden. Er wird ein anständiges Begräbnis bekommen können. Ich hoffe, dass man ihm vergibt. Er konnte nichts an seinem Schicksal ändern.«

»Wir hörten Schreie!«

»Das gehört dazu - leider.«

»Und was ist mit dir, Jack?«, wurde Maidon gefragt.
»Schließlich bist du der Vater.«

»Ich weiß es. Danke. Ich komme zurecht.« Er schaute zurück zur Kirchentür. »Ich werde mich auch um ihn kümmern, das ist versprochen. Aber nicht sofort. Ich werde einen Sarg bestellen müssen und so weiter.« Er wischte mit der breiten Handfläche über sein Gesicht. Dann schaute er zur Seite. Ein Zeichen, dass er nicht mehr mit den Männern aus dem Ort sprechen wollte.

Suko hatte in der Nähe eine alte Steinbank ohne Rückenlehne entdeckt. Er sah auch, dass Jack Maidon schwer zu kämpfen hatte. Zwar wirkte er äußerlich ruhig, doch in seinem Innern

tobten die Gefühle. Er sträubte sich auch nicht, als Suko ihn zu der Bank führte.

Jack Maidon setzte sich. Die Hände legte er auf die Oberschenkel. Er schaute nach vorn, die Lippen hatte er fest zusammengekniffen und atmete schnaufend durch die Nase.

Suko, der sich neben Maidon gesetzt hatte, gönnte ihm die Pause. Nach einer Weile fragte er: »Fühlen Sie sich in der Lage, mir einige Fragen zu beantworten, Mr. Maidon?«

»Versuchen Sie es einfach.«

»Ja, danke.« Suko hatte sich die Worte schon zurechtgelegt. »Es ist schlimm genug, was mit Ihrem Sohn passiert ist, Mr. Maidon. Das wissen wir alle. Wir können es nicht ändern, aber es passiert nichts grundlos. Sie verstehen, worauf ich hinauswill?«

»Ja, ich denke schon.«

»Wissen Sie, weshalb ich hierher gekommen bin?«

Maidon schüttelte den Kopf. »Wie sollte ich?«

»Der Grund besteht eigentlich aus zwei Teilen. Da ist zum einen mein Freund und Kollege John Sinclair, den ich suche. Er kam von London her nach Yerby, und er hatte dafür einen verdammt guten Grund. Er wollte dem Rest House einen Besuch abstatten. Sie wissen, wovon ich spreche?«

»Klar.«

»Wie gut kennen Sie es?«

Suko war gespannt auf die Antwort, die allerdings noch auf sich warten ließ. Jack Maidon runzelte die Stirn. Er schien mit seinen Gedanken nicht bei der Sache zu sein. Schließlich lachte er leise auf. »Wenn Sie jetzt von mir eine große Aufklärung erwarten,- Inspektor, muss ich Sie leider enttäuschen. Ich weiß, dass es dieses Heim gibt. Ich weiß auch, wo Sie es finden können, aber ich kann Ihnen leider nicht genau sagen, was dort abgeht.«

»Hat das einen Grund?«

»Natürlich. Die Insassen dort haben sich sehr zurückgehalten.

Sie versteckten sich hinter ihren Mauern. Sie wollen nicht, dass wir Kontakt aufnahmen. So müssen Sie das sehen. Sie sind Männer, die sich unfreiwillig zurückgezogen haben. Denn wer wird schon freiwillig alt? So müssen Sie das sehen, Inspektor. Sie sind nicht mehr in der Lage, ihrem Beruf nachzugehen, und deshalb werden sie im Rest House gepflegt.«

»Sehr gut.«

»Meine ich auch.«

»Und was wissen Sie noch darüber?«

Jack Maidon drehte den Kopf mit einer müden Bewegung und sah Suko an. »Ich weiß nichts darüber. Ich weiß ebenso wenig wie die anderen Bewohner hier. Das Rest House war nichts für uns. Wir haben uns fern gehalten. Ich weiß auch nicht, wie ich Ihnen das so genau erklären soll, Inspektor. Es ist nun mal so, tut mir Leid. Niemand aus Yerby hat sich getraut, das Rest House zu besuchen. Wir hatten damit zudem nichts zu tun. Es lebte ja keiner von uns darin. Wir haben es akzeptiert, und damit fertig. Mehr kann ich Ihnen dazu auch nicht sagen.«

»Sie haben demnach Ihre Neugierde bekämpft?«

»Neugierde?«

»Natürlich. Jeder Mensch ist neugierig. Hier in Yerby wird das nicht anders gewesen sein, kann ich mir denken.«

Maidon überlegte. Er senkte den Kopf und schaute zu Boden, wo das Licht der Sonne helle Flecken hinterlassen hatte. »Sie geben wohl nie auf, wie?«

»Hin und wieder schon.«

»Und warum nicht hier?«

»Weil ich noch eine winzige Chance sehe, an Informationen zu gelangen.«

»Die kann ich Ihnen nicht geben, weil sich keiner von uns im Innern des Heims auskennt. Wir hatten damit nichts zu tun. Die Verpflegung wurde von außerhalb gebracht. Ich weiß nicht mal, ob die ehemaligen Geistlichen jemals Besuch bekamen. Sie haben völlig für sich gelebt. Kein Beerdigungsunternehmer

hat je einen Toten aus dem Haus geholt. Das haben die dort alles für sich geregelt. Ist schon komisch.«

»Mehr nicht?«

»Doch, Inspektor. Komisch und zugleich unheimlich«, gab Maidon flüsternd zu. »Keiner von uns ist jemals dort hingangen.« Er knetete nervös seine Hände. »Alle hatten Angst. Uns war das Rest House nicht geheuer.«

»Gab es Gründe? Besondere, meine ich.«

»Nein, Inspektor, keine besonderen. Es war einfach die Furcht vor dem Unbekannten und einer Macht, die man nicht sehen kann. Wir alle hatten das Gefühl, dass etwas Böses in diesem Haus passiert. Wir konnten es nicht fassen, aber es war vorhanden. Das müssen Sie mir glauben.« Er räusperte sich.

»Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Aber Ihr Sohn wurde zu einem Vampir.«

»Ich weiß.«

»Haben Sie sich über die Gründe noch keine Gedanken gemacht?«

Maidon legte den Kopf zurück und lachte scharf. »Ja, in dieser kurzen Zeit so gut wie möglich. Wir haben ihn ja aufgegriffen. Wir haben es hingenommen. Wir schafften ihn in die Kirche, um ihn zu erlösen oder wie auch immer.«

»Aber wer ihn zu einem Vampir gemacht haben könnte, wissen Sie nicht?«

Maidon senkte den Kopf tief. »Nein.«

»Können Sie sich denn vorstellen, dass im Rest House Blutsauger leben, Mr. Maidon?«

»Darüber will ich nicht nachdenken!«, stieß er hervor.

»Aber Sie streiten es nicht ab?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich streite überhaupt nichts ab, Inspektor. Ich würde Ihnen auch zustimmen, wenn Sie mir sagen, dass es in der Kneipe passiert ist. Mir ist alles Recht. Ich habe es zur Kenntnis

genommen, und ich weiß selbst, dass ich zu schwach bin, um den Grund herauszufinden. Ich muss damit fertig werden, ebenso wie meine Frau, wenn sie nach ihrer Rückkehr alles erfährt. So leid es mir tut, wir alle müssen hier mit diesem verdammten Horror leben.«

»Gut«, sagte Suko. »Das wäre vorläufig alles, was ich an Fragen an Sie hatte.«

Jack Maidon war leicht überrascht. »Stimmt das? Bitte, ich bin kein Polizist. Wollen Sie jetzt nach Hause fahren und ...«

»Nein, nein, Mr. Maidon. Das auf keinen Fall. Jetzt erst recht nicht. Ich muss mich leider auf die Suche nach zumindest einem Vampir machen, obwohl ich damit nicht gerechnet und mich auf die Insassen des Heims konzentriert habe. Das eine schließt das andere nicht aus. Deshalb lasse ich Sie jetzt allein.«

Maidon brauchte einige Zeit, um sich mit dieser Antwort vertraut zu machen. »Bitte«, sagte er dann, »Sie wollen tatsächlich dort hingehen?«

»Ich muss.«

»Sie wissen auch, worauf Sie sich einlassen. Sie können dort keine Hilfe erwarten, Inspektor. Man wird Sie abweisen.«

»Das ist einzig und allein mein Problem, Mr. Maidon. Zumindest werde ich nicht kneifen. Dieser Fall muss gelöst werden.«

»Ja«, flüsterte der Mann. Er schaute dabei ins Leere. »Ich denke auch, dass es sein muss.« Mit einer müden Bewegung stand Jack Maidon auf. Suko bot sich noch an, ihn bis zu seinem Haus zu begleiten, aber der Mann schüttelte den Kopf. Grußlos ging er davon.

Suko schaute ihm nach und sah den gebeugten Rücken. Jack Maidon sah aus, als läge alle Last der Welt auf seinen Schultern.

Suko blieb auch nicht länger sitzen. Er befand sich noch nicht lange hier in Yerby. Es reichte ihm schon, was er an Überra-

schungen erlebt hatte. Dass er auf die Spur von Vampiren treffen würde, damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet. Er hatte sich eigentlich auf nichts eingestellt, weil die Angaben einfach zu vage gewesen waren.

Da war von dem Bösen gesprochen worden und auch von einer Rückkehr des Vincent van Akkeren. Deshalb war Suko auch hergefahren. Er hatte sich dem Grusel-Star stellen wollen. Er hatte zumindest dessen Spur aufnehmen wollen, doch bisher war ihm das nicht gelungen. Stattdessen war er mit dem Opfer eines Blutsaugers konfrontiert worden.

Wo muss ich suchen?, fragte Suko.

Es gab nur eine Antwort. Das Rest House. Es stand einsam. Wer dort lebte, hatte mit der Außenwelt nicht mehr viel am Hut. Da konnte leicht ein eigener Staat im Staate entstehen, in dem Menschen nach ihren eigenen Regeln lebten.

Suko stand auf. Er wollte keine Zeit mehr verlieren. Je früher er mit Carlo Rosetti zusammentraf, um so besser war es. Er war auf diesen Chef des Heims verdammt gespannt ...

Das Gebäude konnte einfach nicht übersehen werden. Es stand in der Landschaft wie gebaut und vergessen. Es gab keine Häuser um das Heim herum. Man hatte es in die Einsamkeit gesetzt, als sollten die Insassen schon zu Lebzeiten auf ihre Gräber vorbereitet werden.

Suko fuhr langsam auf die düstere Fassade zu.

Der Inspektor sah nicht, dass seine Ankunft beobachtet wurde. Auch bei Tageslicht wirkten die Scheiben düster, als wären sie von innen bemalt oder behängt worden.

Das Heim lag frei, als hätte es nichts zu verbergen, aber die Mauern strömten eine abweisende Botschaft aus, die jedem Fremden einflüsterte, nicht zu nahe an die Mauern heran zu fahren.

Beim Abbremsen dachte er daran, dass auch sein Freund John Sinclair das Haus betreten hatte. Bisher hatte er von John noch keine Spur entdeckt. Er war einfach spurlos verschwunden. Bei diesem Gedanken rann Suko ein Schauer über den Rücken.

Der BMW rollte langsam aus. Leise knirschten unter den Reifen die letzten Steine.

Dann wurde es still!

Es wurde keine Tür geöffnet. Auch hinter den Fenstern zeichneten sich keine Bewegungen ab. Das Haus schien tot zu sein, woran Suko nicht glaubte, denn er hatte nicht weit von seinem Halteplatz entfernt einen Wagen gesehen, den er verdammt gut kannte. Es war der Rover, mit dem John Sinclair gekommen war. Diese Entdeckung war für Suko der letzte Beweis, dass er sich auf der richtigen Spur befand. So konnte er nur hoffen, seinen Freund hinter den Mauern des Rest House zu finden. Ebenso Carlo Rosetti, den Heimleiter.

Suko stieg aus. Auch jetzt knirschten unter seinen Füßen die kleinen Steine. Er konzentrierte sich auf die Umgebung.

Die Stille des Dorfes hielt ihn auch hier umfangen. Es bewegte sich einfach nichts in der Umgebung. Sie präsentierte sich menschenleer. Keiner kam zu ihm. Niemand sprach ihn an. Das Rest House schien menschenleer und verlassen zu sein. Suko war gespannt darauf, welche Auskunft Carlo Rosetti geben würde, wenn er nach John Sinclair fragte.

Eine massive Tür versperrte ihm den Weg in das Innere des Heims. Die Stille hielt auch nahe der Mauern an. Suko entdeckte den Klingelknopf und drückte ihn.

Er wartete.

Suko wäre nicht überrascht gewesen, hätte sich in der Tür eine Klappe oder daneben ein Fenster geöffnet, aber das passierte nicht. Die Tür selbst schwang nach innen. Nicht langsam, nicht schnell, sondern völlig normal, und der Inspektor sah sich einem Mann gegenüber, der dunkel gekleidet war und ihn aus kalten Augen anschaute, wobei der Mund mit den

schmalen Lippen spaltbreit geöffnet war.

»Guten Tag«, sagte Suko.

»Sie wünschen?«

»Sind Sie Carlo Rosetti«

Die Augen des Mannes verengten sich. »Wer will das wissen?«

»Pardon, wenn ich mich nicht vorgestellt habe. Mein Name ist Suko. Ich komme aus London ...«

»Na und?«

»John Sinclair rief mich an. Er bestellte mich her. Sie kennen ihn doch -oder?«

»Nein, ich kenne ihn nicht.«

»Ach. Wirklich nicht?«

»So ist es. Und jetzt verschwinden Sie. Wir brauchen unsere Ruhe. Sie wissen sicherlich selbst, wo Sie hier sind.«

»Ja, das weiß ich sehr genau, Mr. Rosetti. Deshalb habe ich ja nach meinem Freund gefragt.«

»Er ist nicht hier.«

Suko blieb weiterhin gelassen. »Das würde ich Ihnen ja sehr gern glauben, Mr. Rosetti, aber die Tatsachen sprechen dagegen.«

»Äh ... bitte, welche Tatsachen?«

»Der Rover vor dem Haus, Mr. Rosetti. Zufällig gehört er meinem Freund John.«

»Ach so ...?«

»Ja, ich kenne den Wagen. Deshalb bin ich skeptisch, wenn Sie behaupten, dass John Sinclair nicht hier bei Ihnen gewesen ist.«

Rosetti hatte seine Trümpfe verloren. Er musste mit der neuen Situation erst zurechtkommen. »Bitte, dann kommen Sie doch herein, Mr. Suko. Da können wir dann besser reden.«

»Danke, sehr freundlich von Ihnen.«

Es war alles andere als eine freundliche Einladung, das wusste Suko sehr gut. Rosetti war nichts anderes übrig geblie-

ben, als ihn in das Rest House zu bitten. Dass ihm das nicht gefiel, sah man ihm an, auch wenn er sich beherrschte.

Suko betrat die düstere Halle. Ihm fiel auf, dass dort nur wenige Möbel standen. Es war alles spartanisch eingerichtet. Der Fußboden strahlte ebenso eine gewisse Kälte ab wie auch die Wände. Wer hier die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, der konnte sich schon vorkommen wie in einem Grab. Nur eben größer.

Carlo Rosetti hatte die Tür hinter dem Inspektor geschlossen. Suko hörte, wie er näher kam und dabei einen schwachen Schatten warf. Durch die Fenster fiel zwar Licht, aber es war recht schwach, denn es wurde von grauen Vorhängen gefiltert.

Hier hätte man auch am Tag das Licht einschalten müssen. Aber Rosetti schien die Dunkelheit zu lieben. Da war er nicht weit von einem Vampir entfernt.

Er deutete auf eine Sitzgruppe. »Wollen wir nicht dort Platz nehmen, Mr. Suko?«

»Ja, gern.« Dem Inspektor entging nicht das knappe Lächeln, das um die Lippen des Heimleiters spielte. Beide schritten durch die fast leere Halle auf die Sitzgruppe zu, die nicht weit weg von einem Fenster stand und deshalb nicht so stark im Dunkeln lag.

Beide setzten sich gegenüber. Rosetti weiter vom Fenster weg, sodass er wie ein Schatten wirkte. Suko sah zwar sein Gesicht, Einzelheiten waren kaum zu erkennen.

»Bitte, Mr. Suko, was kann ich für Sie tun? Sie sind ja kein normaler Besucher.«

»Da haben Sie Recht.«

»Und wer sind Sie tatsächlich?«

»Ein Freund von John Sinclair.«

»Ach ja ...«

Suko wollte sich nicht an der Nase herumführen lassen, deshalb griff er zu anderen Methoden. »Sie haben hier ein Heim für ehemalige Priester, die nicht mehr in der Lage sind,

ihren Beruf auszuüben. Liege ich da richtig?«

»Perfekt.«

»Und wo finde ich die Männer?«

Für einen Moment war Rosetti still. Dann lachte er auf und drückte dabei seinen Kopf zurück. »Meine Güte, Mr. Suko, was haben Sie nur für Vorstellungen. Die Menschen, die ich hier beherberge, die laufen nicht so einfach herum. Sie sind dazu nicht in der Lage. Wer als Priester seinen Beruf aufgibt, der geht nicht nur einfach in Rente, der ist nicht mehr fähig, etwas zu tun. Der Mensch ist erschöpft und zumeist sehr, sehr alt. Ich sorge dafür, dass er die letzten Jahre des Lebens, oft sind es auch nur Monate, in Menschenwürde verbringt. Das allein ist meine Aufgabe.«

»Sehr loblich von Ihnen, Mr. Rosetti. Es beantwortet aber nicht meine Frage. Auch ältere Menschen können sich bewegen. Es ist kein Grund, sie hier nicht zu sehen. Finde ich zumindest.«

»Sie sind falsch informiert. Die Insassen hier sind gebrechlich. Sie bleiben oben auf ihren Zimmern. Dort werden sie gepflegt.«

»Von Ihnen?«

»Ja.«

»Ohne Personal?« Suko konnte sich nach dieser Frage das Grinsen nicht verkneifen.

»Ein Irrtum. Es gibt Personal. Nur muss es nicht unbedingt als dienstbare Geister hier herumstreunen.« Rosetti legte die Hände zusammen und fixierte Suko genau. Mit seiner Verbindlichkeit war es vorbei, das sah Suko ihm an. »Ich habe auf Ihre Fragen geantwortet, obwohl ich es einem Fremden gegenüber nicht nötig habe. Deshalb möchte ich von Ihnen wissen, warum Sie hierher gekommen sind.«

»Das habe ich schon gesagt. Es geht mir um John Sinclair.«

»Und wer sind Sie, dass Sie sich das Recht herausnehmen, wie ein Polizist nach ihm zu fahnden?«

»Sehr gut, Mr. Rosetti. Sie haben schon einen gewissen Punkt getroffen, wenn Sie von einem Polizisten reden.«

Er hatte verstanden. »Ach, das sind Sie wirklich?«

»Ja. Scotland Yard.«

Rosetti gab keine Antwort. Suko kannte den Grund nicht. Er glaubte allerdings nicht, dass es dem Mann aus Überraschung die Sprache verschlagen hatte. Er musste seine Gedanken sicherlich ordnen, und da gab es einiges an Chaos. Wenn er John hatte überwältigen können, stand er nun vor einem neuen Problem.

»Weshalb auf einmal so stumm, Mr. Rosetti?«, fragte Suko.

»Ich muss nur meine Überraschung verdauen. Bisher hatte ich mit dem Yard nie etwas zu tun. Warum auch? Ich fühle mich der Kirche verpflichtet, und da kommt man weniger mit dem Gesetz in Konflikt, wie Sie sich bestimmt denken können. Allerdings überrascht mich Ihr Besuch schon, Mister ...«

»Reden wir nicht von mir, Mr. Rosetti. Es geht mir um meinen Partner John Sinclair.«

»Das sagten Sie schon.«

»Dann erwarte ich von Ihnen eine konkrete Antwort. Ich weiß, dass er bei Ihnen gewesen ist. Nicht grundlos steht sein Fahrzeug in der Nähe des Hauses. Sie brauchen es gar nicht erst abzustreiten, Mr. Rosetti.«

»Das hatte ich auch nicht vor, Mr. Suko. Ich bitte Sie.«

»Dann war er also hier?«

»Selbstverständlich.«

»Und wo ist er jetzt?«

Rosetti gab die Antwort nicht sofort. Seine Augen verengten sich leicht. »Wenn ich das wüsste«, murmelte er nach einer Weile. »Ihr Freund ist verschwunden.«

»Freiwillig?«

Rosetti konnte das Lachen nicht an sich halten. »Eigentlich nicht, wenn ich ehrlich sein soll.«

Suko mochte die überhebliche Haltung des Mannes nicht.

Sagte sie ihm doch, dass Rosetti stets einen Schritt im Voraus war und sich verdammt sicher fühlte. In ihm kräftigte sich der Verdacht, dass Rosetti John reingelegt hatte und in einer so starken Position stand, dass er diese auch indirekt zugeben konnte.

»Sie haben also nachgeholfen, dass er verschwand?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

Suko behielt seine Emotionen im Griff. Er schwieg zunächst. Es war sehr still geworden zwischen ihnen. Der Inspektor schaute an seinem Gegenüber vorbei. Trotz seiner guten Augen sah er nicht alles, was sich in dieser Umgebung aufhielt. Der Hintergrund war einfach zu dunkel. Dort zeichnete sich nur schwach der Beginn einer nach oben führenden Treppe ab. Er nahm an, dass die Zimmer der alten Geistlichen oben lagen.

»Was geschah mit ihm?«

»Ich weiß es nicht.«

Die Antwort hatte sogar ehrlich geklungen, wie Suko zugeben musste. Dieses Haus enthielt Geheimnisse. Ihnen konnte Suko nur auf die Spur kommen, wenn er die Ruhe behielt.

»Sie wissen es also nicht«, wiederholte er mit leiser Stimme. »Dann darf ich davon ausgehen, dass Sie meinen Freund und Kollegen nicht getötet haben.«

»Das dürfen Sie, Suko.«

»Was passierte mit ihm?«

Carlo Rosetti schaute auf seine Fingernägel. »Ich weiß nicht, warum Sie so neugierig sind. Das kann für Sie nur gefährlich werden. Sie haben sich hier auf ein Gebiet begeben, das alles andere als gut für Sie ist. Als normaler Mensch sollte man wirklich die Finger davon lassen.«

»Tut mir Leid, aber ich versteh'e Sie nicht.«

»Gewisse Dinge muss man eben laufen lassen.«

»Wunderbar. Und welche sind das?«

»Eine Rückkehr.«

Suko grinste Rosetti an. »Sie sprechen in Rätseln.«

»Die Rückkehr oder die Wiederkehr einer alten Kraft oder Macht. Dagegen darf sich kein Mensch wehren. Diese Rückkehr stelle ich über das Menschsein, Suko.«

»In allen Konsequenzen?«

»Was dachten Sie?«

»Sie nehmen auch den Tod eines Fremden hin.«

»Das gehört dazu«, erwiderte Carlo Rosetti mit der größten Selbstverständlichkeit. »Sie haben doch sicherlich auch gehört, dass Neugierde tödlich sein kann. Ich kann diese Tatsache nicht aufheben und will es im Übrigen auch nicht. Also muss man sich damit eben abfinden.«

»Danke, dass Sie so offen mit mir gesprochen haben, Mr. Rosetti, aber es geht ja nicht nur um mich, sondern auch um meinen Freund und Kollegen. Ich möchte trotzdem wissen, was mit John Sinclair geschehen ist. Oder was Sie mit ihm gemacht haben.«

»Ich habe nichts mit ihm gemacht, Inspektor. Nein, ich bin nur so etwas wie ein Zuträger, das müssen Sie mir glauben. Ich habe nur versucht, die Dinge in die richtige Reihe zu rücken. Nicht mehr und auch nicht weniger.«

»Ja, das glaube ich Ihnen gern. Jetzt möchte ich erfahren, welche Reihe es gewesen ist.«

Rosetti schlug die Beine übereinander. Er dokumentierte seine bessere Position und sein Wissen auch äußerlich. »Die Sache ist ganz einfach, wenn Sie ein Ohr dafür haben und gewisse Dinge einfach akzeptieren, die außerhalb der Normalität liegen.«

»Keine Sorge. Ich bin flexibel.«

»Das ist natürlich gut. Dann werden Sie sicherlich einsehen, dass es Orte auf der Welt gibt, die zwar normal aussehen, aber nicht so normal sind.«

»Ich könnte es mir vorstellen. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Befinden wir beide uns an einem derartigen Ort?«

»Bravo. Sie haben gut mitgedacht.«

»Danke. Ich höre gern zu.«

»Ja, aber ich fasse mich kurz. Wie Sie sicherlich wissen, gibt es in dieser Welt einen Dualismus. Einmal das Gute, zum anderen das sogenannte Böse. Ich bin zwar ein Mensch, aber ich unterteile die Welt nicht so. Für mich ist alles eins, seit Beginn der Zeiten. Es gab immer Kämpfe. Mal gewann die eine Seite, mal die andere. So ist das nun mal im Leben. Aber ich möchte nicht abschweifen. Es gibt Orte, die für das sogenannte Böse wie geschaffen sind, verstehen Sie?«

»Sie meinen das Rest House hier?«

»Erfasst.«

Da Rosetti nicht weitersprach, stellte Suko die nächste Frage.

»Und warum gerade hier?«

»Es ist ein guter Nährboden.«

»Sehr gut. Der allerdings erst geschaffen werden musste. Oder irre ich mich?«

»Nein, Suko, Sie irren sich nicht. Dieser Boden ist erst geschaffen worden, um dem anderen ein Tor zu öffnen.«

»Wurde es durch Sie geschaffen?«

»Ich habe daran mitgearbeitet. Aber viele haben mir geholfen. Meine Freunde hier im Haus.«

»Verstehe. Die alten Geistlichen ...«

»So kann man es sagen. Ich würde die Menschen nicht mehr als Geistliche oder Priester bezeichnen«, sprach Rosetti weiter und konnte das süffisante Lächeln nicht unterdrücken. »Sie sind mal diejenigen gewesen, von denen Sie sprachen. Tatsächlich aber sind es Menschen, die den wahren Weg gefunden haben.«

»Wo führt der hin?«

»In die andere Seligkeit.«

Suko gefiel es nicht, dass immer um den heißen Brei herumerdet wurde. Er beugte sich etwas vor und fixierte Carlo Rosetti, dessen Arroganz er einfach ignorierte.

»Wer sind die Menschen, die Sie hier versteckt halten?«

»Männer, die sich hier versammelten, weil sie den wahren Gott erkannt haben. Es dauerte lange, bis sie den Weg fanden. Nun aber ist es soweit.«

»Gott oder Götzen?«

»Lassen Sie Ihren Spott, Inspektor. Für Sie und auch für mich ist er ein Gott. Ein Anführer, der den richtigen Weg zeigt. Die Menschen hier haben sich hierher zurückgezogen, um ihn zu empfangen. Es ist tatsächlich eingetroffen, denn er kehrt aus seiner langen Gefangenschaft endlich zurück. Und das ist wunderbar.«

Suko übersah den Glanz in Rosettis Augen nicht. Er ließ sich auch nicht aus dem Konzept bringen. »Könnte es sein, dass dieser Rückkehrer Vincent van Akkeren heißt?«

Carlo Rosetti sagte nichts. Sukos Bemerkung hatte ihm die Sprache verschlagen. Er saß auch nicht mehr locker in seinem Sessel. Plötzlich war er angespannt.

»Stimmt es?«

»Sie wissen verdammt viel.«

»Ich bin nicht gekommen, um den Bau hier zu besichtigen. Ich will wissen, was passiert ist.«

»Es ist van Akkeren, der neue Anführer. Er war verdammt, doch die Verdammnis dauerte bei ihm nicht ewig. Man hat ihn wieder freigelassen. Ihm wurde Asyl in einer fremden Welt gewährt. Dies solange, bis sich Menschen zusammenfanden, die auf ihn fixiert waren. Dieser Zeitpunkt ist nun erreicht. Das Tor ist offen, und Vincent van Akkeren hat es geschafft. Wir alle sind glücklich.«

Das war Suko keinesfalls. Er saß da und dachte nach. Seine Gedanken schlügen Purzelbäume. Er hatte große Mühe, sie zu ordnen. Die Selbstsicherheit des Mannes erschreckte ihn, weil er nicht von Dingen gesprochen hatte, die noch eintreten würden, sondern von welchen, die schon eingetreten waren. Genau das hatte auch Abbe Bloch befürchtet, als ihn die

Warnung durch den Würfel erreichte. Suko hatte den Eindruck, dass die Zeit plötzlich zurückgedreht worden war, bis hin zu dem Punkt, als er mit seinem Freund John van Akkeren gejagt hatte.

»Sie sind so schweigsam geworden, Inspektor. Halten Sie mich etwa für einen Aufschneider?«

»Keinesfalls.«

»Danke.«

»Sparen Sie sich den Spott.« Suko nickte ihm zu. »Ich denke, dass sich in diesem Haus einige Geheimnisse verbergen. Es wäre wirklich interessant für mich, sie kennen zu lernen.«

»Das ist kein Problem, Inspektor. Ich werde Ihnen zeigen, was Sie wollen. Jetzt ist alles bereit. Nur vor einigen Stunden nicht. Da musste ich leider anders handeln.«

»Wegen meines Freundes.«

»Klar.«

»Was ist mit ihm geschehen?«

Suko war wieder auf den Kern seines Besuchs zurückgekommen. Er hörte, wie Carlo Rosetti laut lachte. »Rechnen Sie damit, dass John Sinclair tot ist?«

»Man kann niemals etwas ausschließen.«

»Ja, das weiß ich. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich ihn nicht getötet habe, obwohl es leicht gewesen wäre. Ich wundere mich immer, wie locker manche Menschen das Leben nehmen. Dazu noch Polizisten. Er war wirklich leicht zu überwältigen.«

»Was haben Sie mit ihm gemacht?«, fragte Suko in scharfem Tonfall.

»Ich habe nichts mit ihm gemacht. Ich habe nur den Weg vorbereitet. Das war alles.«

»Dann lebt er noch?«

Carlo Rosetti bewegte den Kopf. »Das kann ich Ihnen so genau nicht sagen. Ich kenne Ihren Freund nicht. Ob er lebt, kommt allein auf ihn an und darauf, wie er sich verhält. Es

muss nicht unbedingt sein, dass er noch lebt. Aber es besteht durchaus die Möglichkeit, da gebe ich Ihnen Recht.«

»Was ist genau geschehen? Kommen Sie endlich zur Sache, Mr. Rosetti. Für Sie mag das vielleicht ein Spaß sein, für mich ist es das bestimmt nicht.«

»Ja, ich verstehe Sie. Einiges wussten Sie schon, als Sie herkamen, etwas haben Sie erfahren, aber die gesamte Wahrheit kennen Sie nicht. Ich habe mich entschlossen, dies zu ändern.«

»Wie nett.«

Rosetti stand auf. »Kommen Sie Inspektor. Ich will nicht, dass Sie von Ihrer Neugierde aufgefressen werden. Wir beide werden diesen gastlichen Ort jetzt verlassen.«

»Und wohin gehen?«

»In das Zentrum. In das Herz.« Rosetti deutete mit dem linken Daumen nach unten. »Hat die Welt unter der normalen nicht auch für Sie etwas Geheimnisvolles?«

»Sie reden von einem Keller?«

Rosettis Augen glänzten bei seiner Antwort. »Mehr von einer Katakumbe, mein Lieber. Ich kann auch von der anderen Welt sprechen oder von einem Phänomen. Es macht mir wirklich nichts aus, es Ihnen zu zeigen. Ich freue mich darauf, und ich verspreche Ihnen, dass Ihre Neugierde gestillt werden wird.«

»Was genau erwartet mich dort unten?«

Rosetti amüsierte sich. »Sagen Sie jetzt bitte nicht, dass Sie Angst haben.«

»Ich bin nur wissbegierig.«

»Das steht Ihnen frei.« Rosetti verbeugte sich leicht. »Darf ich dann vorgehen?«

Suko enthielt sich einer Antwort.

Carlo Rosettis Selbstsicherheit hatte Suko nervös gemacht. So

wie Rosetti reagierte nur ein Mensch, der alles gerichtet hatte und der davon aus ging, dass ihm nichts passieren konnte.

Darüber dachte Suko nach, als er hinter dem Mann eine Treppe hinab in die Unterwelt stieg. Es gab Licht. Die schwachen Birnen ließen soeben die ausgetretenen Steinstufen einer sehr alten Treppe erkennen.

Der Weg in die Tiefe würde irgendwann ein Ende nehmen. Suko war hellwach und schaute sich immer wieder um, da er mit einem Angriff aus dem Hinterhalt rechnete.

Nein, es blieb alles ruhig, und nur die Spannung stieg in ihm noch weiter.

Er ging dicht hinter Carlo Rosetti. Nach einem Vampir hatte er ihn bewusst nicht gefragt, und auch Rosetti selbst hatte ihn darauf nicht angesprochen. Es konnte sein, dass er Suko dieses Phänomen als große Überraschung präsentieren wollte.

Die Luft hier unten war feucht, sie war kühl, aber sie war trotzdem zu atmen. Die Strecke nach unten glich dem Weg tief hinein in eine große Gruft. Es war kein Laut zu hören, und erst am Ende der Treppe blieb Rosetti stehen und lachte leise.

»Ist das nicht die Welt des Bösen, wie man sie sich immer wieder vorstellt?«, fragte er, nachdem auch Suko die letzten Stufen hinter sich gelassen hatte.

»Ich weiß es nicht genau.«

»Doch. Sie lügen jetzt. Sie wissen es. Sie müssen es einfach wissen, mein Lieber.«

Suko sprach von einem anderen Thema. »Ist das unser Ziel?«

»Nein, es geht noch weiter. Nur brauchen Sie keine Sorge zu haben. Die entsprechende Tiefe ist erreicht. Ein Zentrum, auf das wir alle lange hingearbeitet haben.«

»Sie reden in der Mehrzahl. Bisher habe ich nur Sie gesehen, Mr. Rosetti.«

Der Mann setzte einen Schritt vor den anderen. »Ich halte oben die Wacht, Inspektor, denn ich muss immer damit rechnen, dass neugierige Besucher erscheinen.«

»Ja, versteh'e. Und hier unten halten Sie dann die Vampire versteckt, nicht wahr?«

Rosetti, der vorging, blieb plötzlich stehen und drehte sich abrupt auf der Stelle um. »Was reden Sie da?« Sein Gesicht hatte einen lauernden Ausdruck angenommen.

Suko spreizte die Hände. »Bitte, was soll ich da reden? Ich habe von Vampiren gesprochen.«

»Wie sind Sie darauf gekommen?«

»Das ist sehr einfach. Diese Umgebung ist doch ideal dafür. Oder meinen Sie nicht?«

Rosetti lächelte falsch. »Wenn Sie das so sehen, dann schon, Inspektor. Es ist nur interessant, dass Sie gerade die Vampire erwähnen. Aber lassen wir das.«

»Wie Sie wollen.«

Rosetti schaute Suko noch einmal scharf an. Aber er sah nur in ein gleichmütiges Gesicht, in dem sich nicht abzeichnete, was der Inspektor dachte.

Schweigend setzten die beiden Männer ihren Weg fort. Es ging tatsächlich nicht mehr in die Tiefe. Sie schritten durch einen schmalen Gang, der ebenfalls durch schattentrübes Licht alter Deckenleuchten schwach erhellt wurde.

Für Suko gab es keinen Zweifel, dass Carlo Rosetti noch einige Trümpfe in den Händen hielt, die er noch nicht ausgespielt hatte. Und sie mussten verdammt stark sein, sonst hätte er sich nicht mit dieser Sicherheit bewegt.

Es war kein Keller, sondern mehr eine Katabombe, da hatte Rosetti schon Recht gehabt. Manchmal sahen die Steine aus wie unebene Gesichter, die irgendjemand in die Felswand geschlagen hatte. Hin und wieder glänzten durch Schwitzwasser gebildete Pfützen auf dem Boden, und auch an den Wänden zeigte sich Nässe. Die Decke war so hoch, dass beide Männer normal gehen konnten.

Das hörte auf, als sie eine Tür erreichten und Carlo Rosetti davor stehen blieb. Er öffnete sie noch nicht, sondern drehte

langsam den Kopf.

»Sie werden etwas zu sehen bekommen, Inspektor, das noch kein Mensch vor Ihnen gesehen hat. Glauben Sie mir.«

»Nicht John Sinclair?«

»Den lasse ich als Ausnahme gelten.«

»Wie großzügig.«

»Das kann man in bestimmten Positionen durchaus sein.«

Die Antwort war nicht dazu angetan, Sukos Laune zu heben. Allmählich nahm die Sorge um seinen Freund John Sinclair zu, und er spürte auch den leichten Schweißfilm auf den Händen. Dass John nichts passiert war, das konnte er nicht so einfach hinnehmen. Er war ein Mensch, der sich immer wehrte, und Suko stellte sich vor, ihn jenseits der Tür als Gefangenen zu erleben. Oder als eine Person, die kein Mensch mehr war, weil ihr das Blut ausgesaugt worden war.

Das Knarren des Holzes brachte ihn von seinen Gedanken weg. Carlo Rosetti war dabei, die Tür zu öffnen. Er tat es langsam und trat hinein in eine finstere Welt.

Es war so stockdunkel, dass Suko im ersten Moment nicht die Hand vor den Augen sehen konnte. Das blieb auch bestehen, als er die Höhle oder Grotte betreten hatte. Hinter ihm drückte Rosetti die Tür zwar zu, schloss sie allerdings nicht, sodass noch ein fahler Streifen Licht in die Dunkelheit drang und sich wie ein kurzes helles Lineal verteilte.

Suko fasste bereits in die Tasche, um die Lampe hervorzuholen. Aber nicht nur das. Er benutzte die andere Hand ebenfalls. Damit zog er die Beretta.

Rosetti schien Augen wie ein Luchs zu haben. »Was immer Sie auch versuchen, Inspektor. Ihre Waffe wird Ihnen hier unten nicht viel bringen, denn hier herrschen andere Gesetze.«

Suko glaubte ihm. Es war zu merken, dass sich in der Umgebung eine Veränderung zeigte. Zwar konnte er die Luft normal einatmen, aber sie war dichter geworden, und sie schmeckte auch bitterer. In ihr schwiebte etwas, das er zudem nur fühlen

konnte. Rosetti hatte von einem Bösen gesprochen, und genau das erlebte Suko in diesem Fall. Da war etwas Böses, das sich in seiner Nähe aufhielt und sich stark konzentriert hatte.

Auf seinem Gesicht lag kalter Schweiß. Er hörte keine Stimmen, und trotzdem waren sie vorhanden. Hier gab es so etwas wie ein unseliges Leben, das nicht durch den Segen des Allmächtigen erschaffen worden war. Hier war der Platz für das Böse geschaffen worden, und das Böse hatte es angenommen.

Hätte Suko Johns Kreuz besessen, wäre er möglicherweise gewarnt worden, aber er war in dieser Hinsicht »nackt«. So konnte er sich nur auf sein Gefühl und die Erfahrungen verlassen, und die hatten ihn selten getäuscht.

Neben ihm stand Carlo Rosetti an der linken Seite. Suko sah ihn nicht, er hörte ihn nur. Sein leises Atmen erinnerte an ein leichtes Schnaufen. Wenn er ihn schon an diesen Ort geführt hatte, dann würde die Dunkelheit sicherlich nicht lange anhalten. Davon ging Suko einfach aus. Er und Rosetti waren Menschen, und als Menschen konnten sie nicht ohne Licht sehen.

Es wehten Suko auch keine anderen Geräusche entgegen. Kein fremdes Stöhnen, kein Bitten um Hilfe, kein Flüstern, die Stille umgab ihn wie ein dichter Filz.

»Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen ist, Rosetti, aber ich bin keiner, der im Dunkeln sehen kann.«

»Das ist mir klar.«

»Wo ist das Licht?«

»Sie werden das Licht einer anderen Welt erleben. Einer dunklen Welt, einer wunderbaren Welt, die so gastlich gewesen ist und Vincent van Akkeren eine zweite Heimat gegeben hat. Ja, er war so etwas wie ein Asylant, aber nun ...«

Die nächsten Worte ließ er unausgesprochen. Dafür löste er sich von Sukos Seite und ging vor.

Der Inspektor schaltete seine kleine Leuchte ein. Der Strahl

erwischte den Boden, aber im nächsten Moment nicht mehr. Da hob Suko die Lampe an und schaute auf den Lichtkreis an Rosettis Rücken.

»Lassen Sie das!«

»Ich mag nicht im Dunkeln stehen!«

»Es wird sich etwas ändern. Sie werden alles erfahren. Aber weg mit dem Licht!«

Suko tat Rosetti den Gefallen. Seine Wut war noch nicht veraucht. Sie hatte auch mit ihm selbst zu tun. So inaktiv zu sein, war nichts für ihn. Er brauchte Power. Es musste vorangehen, aber wohin der Weg führte, bestimmte er selbst.

Diesmal machte Rosetti den Anfang. Suko hörte nur, dass er ging. Er setzte seine Füße behutsam auf, als wollte er niemanden stören. In der Stille klang trotzdem alles überlaut.

Es stand für Suko fest, dass ihm Rosetti ein Geheimnis eröffnen würde. Noch allerdings war die Tür dazu geschlossen, aber sie war dicht davor, sich zu öffnen.

Suko war wie auf dem Sprung, als die Schritte verstummten. Er hielt sogar den Atem an, als er die Stimme des Mannes vor ihm hörte. Was Rosetti sagte, war für ihn nicht zu verstehen. Außerdem sprach er zu leise.

Bis er dann verstummte.

Am Rascheln der Kleidung nahm Suko wahr, dass sich Rosetti bewegte, und dann passierte es.

Obwohl er damit gerechnet hatte, wurde er überrascht. Vor ihm veränderte sich die Dunkelheit. Es wurde nicht hell, es blieb nach wie vor finster, aber diese Finsternis war anders. Man konnte in sie hineinfassen, man konnte sie greifen. Sie war nah und trotzdem so fern. Zugleich war sie schlecht zu beschreiben, denn die normale Dunkelheit schien sich in ihr verdichtet zu haben, und deshalb hatte sie eine ungewöhnliche graue Färbung bekommen.

Es war etwas zu sehen. Suko suchte nach einem Vergleich. Scharfe Konturen, die sich vor dem Hintergrund sichtbar

abzeichneten, gab es nicht. Da musste jemand mit einem ebenfalls grauen Stift etwas in die Finsternis hineingezeichnet haben. Erst die Umrisse und danach das Innere schraffiert.

Ein Haus?

Ja, das war ein Haus. Suko sah noch mehr, als er sich auf die neue Lage einstellte, denn die Tür des dunklen Hauses in der dunklen Umgebung stand offen.

Im Hintergrund wartete jemand, der sich jetzt bewegte und mit gemessenen Schritten nach vorn trat.

Es war eine männliche Gestalt, das erkannte Suko sofort. Sie ging weiter nach vorn, sodass Suko auch ein helleres Gesicht erkennen konnte. Dabei blieb es nicht, denn das Gesicht erhielt ein Wahrzeichen im oberen Drittel.

Sukos Herz klopfte schneller. Er brauchte nicht mehr zu raten, als er das blutrote D sah.

Aus dem Haus war kein Geringerer als Will Mallmann oder Dracula II getreten ...

In diesen Momenten verstand Suko einiges, auch wenn er noch nicht voll durchblickte. Will Mallmann interessierte ihn im Moment nicht. Für Suko war es wichtiger, sich mit der Umgebung vertraut zu machen, und das die Welt, von der Dracula II umgeben war. Seine Welt. Die von ihm und Luzifer geschaffene Vampirwelt.

Es erklärte einiges. Das also war der Ort des Bösen, den Rosetti gemeint hatte. Hier unten hatte sich alles konzentriert. Hier war es zu dieser Verdichtung gekommen, denn hier existierte der Tunnel zwischen den beiden Dimensionen.

Jetzt verstand Suko auch, warum sich der Vampir in Yerby hatte aufhalten können. Er war aus der finsternen Welt entlassen worden, um unter den Menschen freie Bahn zu haben. Wahrscheinlich hatte man ihn in dieses verdammte Reich zuerst

hineingeholt.

Dracula II bildete die eine Seite. Es gab noch eine zweite. Oder den anderen Eckpunkt.

Das war John Sinclair. Von ihm hatte Suko bisher nichts gesehen. Es war deshalb vorstellbar, dass John in die Vampirwelt hineingeraten war und dort sein Leben fristete - falls es noch ein normales war. Diese Gedanken ließen Suko erschauern. Er spürte den Druck im Magen, und er merkte auch, dass in seinem Innern die Kälte hochstieg.

Ob Mallmann ihn sah so wie er ihn, das wusste Suko nicht. Er ging zumindest davon aus, obwohl der Supervampir überhaupt keine Reaktion zeigte. Er sprach Suko nicht an, er verließ das dunkle Haus und blieb vor ihm stehen.

Suko wollte sich schon an Rosetti wenden und nachfragen, als ihn wieder etwas aufschreckte.

Es gab noch eine zweite Person im Haus.

Eine Frau!

Blondhaarig. Bekleidet mit einer roten engen Lederhose und einer dunklen Lederjacke. Sie schien aus der Tür zu schweben, blieb stehen und schleuderte das Blondhaar zurück. Danach hielt sie den Kopf für einen Moment still, und Suko gelang es, auf ihren offenen Mund zu schauen.

Obwohl die Entfernung zwischen ihnen recht groß war, sah er doch die beiden spitzen Zähne aus dem Oberkiefer hervorragen. Sie blitzten nur für einen Moment auf, als hätte sich ein Lichtreflex auf ihnen verfangen.

Suko schüttelte den Kopf. Das Auftauchen der Frau hatte ihn ziemlich durcheinander gebracht. Er konnte sich diese Person nicht erklären, die plötzlich wie ein Geist erschienen war und sich gegen den Körper des Vampirs lehnte, als wären sie ein Paar.

Der Zugang in die Vampirwelt musste sich an der anderen Seite der Höhle befinden. Die Wand war zu einem Tor geworden, von dem sich Suko ablenken ließ. Seine Gedanken

wirbelten, er versuchte, einen Zusammenhang zwischen Mallmann, dem blonden Vampirvamp und John Sinclair herzustellen. Bis jetzt war ihm das nicht gelungen. Es standen einfach zu viele Fragen offen. Zudem existierte da noch der Grusel-Star Vincent van Akkeren. Suko wäre nicht erstaunt gewesen, wenn auch er plötzlich aus der Tür ins Freie getreten wäre.

Es waren weitere Fragen aufgetaucht, die Suko nicht beantworten konnte. Aber ein anderer konnte es, und Suko wollte die Vampirwelt für einen Moment vergessen.

Carlo Rosetti schien seinen Wunsch erraten zu haben, denn er bewegte sich auf Suko zu. Im Dunkeln war er nicht mehr als eine Schattengestalt, aber der Inspektor spürte das Gefühl des Triumphs, das der andere nicht unterdrücken konnte.

Dicht vor Suko blieb er stehen.

»Es ist das Tor, das sich geöffnet hat. Das Tor in eine andere Welt. Verstehen Sie?«

»Ja, ich weiß Bescheid.«

»Wieso?«

»Mallmanns Vampirwelt.«

»Mallmann?«

»Dracula II!«

»Ja, schon besser.« Rosetti hatte mit erstaunter Stimme gesprochen. »Es wundert mich, dass Sie ihn kennen.«

»Ebenso wie John Sinclair.«

»Das ist wahr.« Rosetti strich bedächtig über sein Kinn.

»Auch er hat ihn gesehen ...«

»Van Akkeren ebenfalls?«

»Aber natürlich«, flüsterte Rosetti. »Was denken Sie denn? Van Akkeren und Dracula II sind die wunderbarsten Freunde. Sie sind es geworden, denn Dracula II hat ihn in seine Welt geholt. Er gab ihm Schutz. Die Hölle oder das, was man sich als Mensch so unter der Hölle vorstellt, wollte ihn wohl nicht mehr.«

»Ich verstehe«, sagte Suko und bemühte sich um Gelassenheit. »Dann ist er auch dort.«

»Nein, er war dort.«

»Und wo steckt er jetzt?«

Als Antwort erhielt Suko nur ein vieldeutiges Lachen.

»Es gibt noch die blonde Bestie!«, nahm Suko den Faden wieder auf.

»Ha, sie ist die Perle. Das Juwel. Justine Cavallo lautet ihr Name. Sie hat den Weg zu Dracula II gefunden. Sie bilden ein Paar und Justine wird immer mehr Macht erlangen. Sie, Dracula II und van Akkeren werden sich gegenseitig unterstützen, wenn es darum geht, sich Feinde vom Hals zu halten..«

»Soll ich mich dazu zählen?«

»Ja.«

»Auch John Sinclair?«

»Natürlich.«

»Dann war er hier?«

Rosetti grinste, was sogar in dem Grau zu sehen war. Dabei nickte er. »John Sinclair war hier. Sogar an dem Ort, an dem du stehst. Aber er kam nicht freiwillig. Ich habe ihn gebracht. Ich habe ihn hier als Opfer hingelegt.«

»Für Mallmann?«

»Nein, für Justine. Sie konnte die Welt sehr leicht verlassen. Er war die Beute. Sie hat ihn geholt. Es ist wichtig, dass sie ihn aus dem Weg schafft.«

»Und das hat sie tatsächlich fertig gebracht?«

»So einfach liegen die Dinge nicht, denke ich. Da hat noch Dracula II etwas mitzureden. Aber er hat Sinclair sehr gern seiner neuen Verbündeten überlassen.«

Suko verstand die Regeln auch jetzt nicht völlig, doch Rosettis letzte Worte trieben ihn dazu, den Kopf anzuheben und wieder nach vorn zu schauen.

Die schöne Justine stand jetzt in gespannter Haltung neben Dracula II. Es sah so aus, als würden sie beide auf etwas

Bestimmtes warten, das bald eintreten musste.

Es konnte sich nur um Sekunden handeln, das ahnte Suko, und er behielt Recht.

Er glaubte sogar, einen Schrei aus der Vampirwelt zu hören, dann hielt Justine nichts mehr. Sie jagte mit langen Sätzen von Mallmann weg und war sehr bald abgetaucht.

»Sie hat sich von ihm getrennt«, kommentierte Suko. »Was passiert jetzt, Rosetti?«

Carlo konnte nicht anders. Er musste einfach lachen.

»Jetzt, Suko, holt sie sich deinen Freund Sinclair und schlürft ihn leer ...«

Man würde mich jagen, schwächen, fertig machen. Einkreisen, in eine Falle locken und dann zuschlagen. Ich war das Wild. Justine Cavallo die Jägerin.

Aber es gab noch einen großen Vorteil auf ihrer Seite. Sie stand nicht allein. Nicht in dieser verdammten düsteren Welt. Denn hier existierte die Brut der Bestien, Mallmanns Vasallen. Er hatte sie gezüchtet. Sie waren seine großen Helfer, auf die er ständig zurückgreifen konnte. Mallmann hatte diese Welt zusammen mit Luzifer nicht grundlos geschaffen. Für ihn war sie perfekt und für Menschen wie mich und auch für andere einfach tödlich.

Besonders wenn jemand in diese verfluchte Welt eindrang, der keine speziellen Waffen bei sich trug. Dann konnte es zu einem Fiasko kommen, an dessen Ende der Mensch oder ich als der große Verlierer dastanden.

Es hatte auch keinen Sinn wegzulaufen, einfach ins Dunkle hinein. Fallen lauerten überall. Diese Welt war nicht einfach nur dunkel oder flach. Sie besaß schon ein Gesicht, das sich auch aus Häusern und Unterschlüpfen zusammensetzte und auch eine gewisse Landschaft aufwies.

So existierten in der Vampirwelt Hügel mit dunklen Eingängen zu Stollen und Höhlen. Es gab zwischen den Hügeln, aber auch auf freier Strecke Friedhöfe mit Gräbern, in denen die Untoten lagen und sich ausruhten. Ich würde mich vor diesen Gestalten nicht sehr erschrecken, weil ich ihre Sorte kannte. Bisher hatte ich sie als dürre, blutlose Wesen mit fahlen Gesichtern und hungrigen Augen erlebt. Sie sahen so schlapp und kraftlos aus, aber das war eine Täuschung. Wenn sie Blut rochen, dann waren sie einfach nicht zu halten.

Es brachte nichts, in Panik zu verfallen. Ich musste die Ruhe bewahren und taktisch vorgehen. Vor allen Dingen musste es mir gelingen, die Gedanken aus meinem Kopf zu verbannen, die sich mit der Vergangenheit und der Zukunft beschäftigten. Sich Vorwürfe zu machen, hatte keinen Sinn. Was war, das war Vergangenheit, was kam, musste ich auf mich zukommen lassen. Für mich zählte einzig und allein die Gegenwart. In ihr musste ich überleben.

Mochten die bleichen Gestalten in dieser Welt auch noch so ausgemergelt sein, mit einem musste ich rechnen: Sie würden nicht nur Dracula II gehorchen, sondern auch seiner neuen Freundin Justine Cavallo, die blonde Bestie.

Erschreckt hatte mich auch ihre Kraft. Der Vergleich mit einem Riesen war sicherlich zu weit hergeholt, aber viel fehlte nicht. Sie besaß mindestens die Kraft von drei ausgewachsenen Männern, was man ihr auf den ersten Blick kaum zutraute.

Der Vorsprung, den man mir gegeben hatte, war verdammkt kurz. Und es gab auch keinen Ort, an dem ich mich verstecken konnte. So sah ich zunächst mal zu, weg vom Haus zu kommen. Einfach hineinrennen in diese fremde, düstere und verdammte Welt, die von einem Geruch durchdrungen wurde, der nicht aus meiner Nase weichen wollte.

Es roch nach Blut!

Nach altem, trockenem Blut. Leicht süßlich, als lägen hier überall Blutpfützen herum, in denen sich die Vampire suhlen

konnten. So wurden sie eben immer hungrig gehalten. Von Mallmann raffiniert erdacht, der jetzt sowieso alle Trümpfe in der Hand hielt. Wann hatte er schon je einen waffenlosen Todfeind jagen können?

Er würde sich einen irrsinnigen Spaß daraus machen und Justine vorschicken. Letztendlich war er der Chef im Ring, und er behielt auch die Fäden in den Händen.

Und dann, wenn ich endgültig am Boden lag, würde er zuschlagen und nicht Justine. Oder auch beide zusammen. Sie würden mich gemeinsam anzapfen und sich mein Blut teilen.

Ich konnte mich nicht gegen diese Gedanken wehren, die mir automatisch in den Kopf kamen, wobei ich versuchte, möglichst weit vom Haus fortzukommen. Sie hatten mir ja einen knappen Vorsprung gegeben. Um so spektakulärer würde es für sie sein, mich zu jagen.

Wo sollte ich hin?

Beinahe hätte ich über die Frage gelacht. Es gab zahlreiche Möglichkeiten. Diese Welt war groß, zumindest ging ich davon aus. Es existierten auch Verstecke. Egal, wo ich mich verbarg, finden würden mich meine Feinde immer. Zudem hatten sie zahlreiche Helfer auf ihrer Seite. Jede dieser blutleeren Gestalten war scharf auf meinen Lebenssaft, und ich besaß nur meine Hände und Füße, um sie abzuwehren.

Bisher war mir noch keine Gestalt über den Weg gelaufen. Ich selbst hatte mich vom Haus entfernt, aber ich wusste nicht, in welchem Teil dieser grauen Dunkelwelt ich mich befand. Zumindest war ich nicht in eine Ebene hineingelaufen, sondern einen Hang hoch, an den sich eine wild aussehende Landschaft anschloss.

Landschaft war übertrieben. Hier gab es weder Bäume noch Sträucher. Selbst Gras wuchs in dieser Welt nicht. Sie war einfach nur dunkel und wurde von einem unheimlichen Geist durchweht.

Zudem war sie noch kalt.

Nicht was die Temperatur anging, nein, es gab noch die andere Kälte. Es war die ohne Licht. Man konnte sie auch als die Kälte der Gefühllosigkeit beschreiben. Hier existierte einzig und allein das Recht des Stärkeren.

Ich bewegte mich jetzt langsamer, weil ich zunächst zu Atem kommen musste. Der schnelle Lauf hatte mich angestrengt.

Als sich mein Atem wieder beruhigt hatte, war ich auch in der Lage, die Geräusche in meiner Umgebung besser wahrnehmen zu können. Ich ging sehr langsam, und lauschte angespannt.

Um mich herum herrschte eine schon unnatürliche Stille. Wenn ich in die Höhe schaute, sah ich so etwas wie einen Himmel, der sich farblich allerdings kaum von dem Boden abhob, über den ich ging.

An einer bestimmten Stelle blieb ich stehen. Sie lag hoch und auch relativ frei. Da sich meine Augen auf die Lichtverhältnisse eingestellt hatten, war es mir möglich, einen Rundblick in die nähere Umgebung zu werfen.

Mich umgab ein welliges Hügelland. Es bestand aus zahlreichen Buckeln, die fast alle die gleiche Höhe hatten. Links von mir endeten sie relativ schnell. Wenn mich nicht alles täuschte, gab es dort gewisse Gegenstände, die zwar genau die Form der Buckel besaßen, von mir jedoch nicht erkannt wurden, da sie zu weit entfernt standen.

Es konnten Mauerreste sein, aber auch irgendwelche Krüppelpelzäume. So genau war es nicht zu sehen.

Natürlich vergaß ich nie meine Verfolger. Aber ich hatte Glück. Ich sah sie nicht. Mallmann und Justine ließen sich Zeit. Sie wussten, dass ich ihnen nicht entkommen konnte, und ließen mich schmoren. Ich beobachtete auch den Himmel, denn ich wusste nur zu gut, dass sich manche Vampire in Fledermäuse verwandeln konnten. Dafür war Dracula II das beste Beispiel. So würde er hier wie ein Riesenrochen über den düsteren Himmel segeln können.

Nichts dergleichen geschah. Justine Cavallo hielt sich eben-

falls zurück. Ob sie auch in der Lage war, sich in eine Fledermaus zu verwandeln, wusste ich nicht.

Ich musste mich entscheiden wohin mich der weitere Weg führen sollte. Es war nicht unbedingt gut, auf dieser Hügelkuppe stehen zu bleiben. Da fühlte ich mich zu sehr als Zielpunkt, der schnell angegriffen werden konnte.

Deshalb war es für mich besser, wenn ich in die Richtung ging, in der das Hügelland abflachte und schließlich aufhörte.

Mein Weg führte mich über graues Gestein hinweg. Es war zwar fest, aber trotzdem porös. Zudem pulvertrocken. An manchen Stellen waren faustgroße Stücke herausgebrochen und in irgendwelchen kleinen Gräben verschwunden.

Es war nicht nur eine dunkle Welt, sondern auch eine Welt ohne Wasser. Als mir dieser Gedanke kam, bemerkte ich erst, welchen Durst ich hatte. Meine Kehle war trocken, als hätte ich mit Staub gegurgelt. Ich sehnte mich nach einem Schluck Wasser, doch danach suchte ich hier vergeblich.

Vampire brauchen kein Wasser. Ihnen reicht das Blut eines Menschen. Noch strömte es durch meine Adern. Wobei ich mich fragte, wie lange das noch der Fall sein würde.

Aber meine Gedanken drehten sich nicht nur um mich. Ich sah mich immer als Mitglied eines Teams an. In der Mannschaft arbeiten viele zusammen. So war es auch bei uns, und meine Freunde waren sicherlich mehr als besorgt, weil ich mich nicht bei ihnen gemeldet hatte. Das trotz eines Handys. Über diesen Gedanken musste ich grinsen, obwohl mir nicht danach zu Mute war. Die moderne Technik half eben nicht überall. Irgendwie war das sogar gut. In meinem Fall allerdings nicht.

Was würden meine Freunde unternehmen?

Niemand würde mein Verschwinden hinnehmen. Wahrscheinlich befand sich Suko bereits auf dem Weg nach Yerby. Sicherlich hatte sich auch Father Ignatius gemeldet, denn mit seinem Anruf und der damit verbundenen Bitte, mich einmal in

diesem Rest House umzuschauen, hatte schließlich alles begonnen.

Es war nur ein Verdacht gewesen. Gut, er hatte sich bestätigt. Dass es allerdings auf diese Art und Weise geschehen würde, damit hätte ich nicht gerechnet. Er wahrscheinlich auch nicht, sonst hätte er mich gewarnt. Er war nur davon ausgegangen, dass in diesem Rest House einiges nicht in Ordnung war. Warum er Verdacht geschöpft hatte, wusste ich nicht, aber jetzt war mir bekannt, dass der Verdacht stimmte, denn Carlo Rosetti war seinen eigenen Weg gegangen. Er hatte sich mit Dracula II verbündet, und genau das war mein Problem.

Warum hatte er das getan? Was wollte er damit bezwecken? Ich konnte mir nur vorstellen, dass Dracula II ihm eine neue Heimat auf dieser Welt geben wollte.

Im Prinzip brauchte er das nicht. Dracula II war mächtig genug. Wann immer er wollte, konnte er seine Welt verlassen. Aus diesem Grunde war ich schon etwas nachdenklich, was die Motive des Heimleiters anging. Es konnten durchaus andere Ziele dahinter stecken.

Ich wollte mir den Kopf nicht über fremde Personen zerbrechen, meine eigene Lage war prekär genug, auch wenn noch nichts weiter geschehen war. Nach wie vor ging ich allein durch die leere Landschaft und sah das neue Ziel jetzt genauer.

Es war möglich, dass diese Umgebung so etwas wie einen Wald darstellen sollte. Keinen frischen und natürlichen, dafür einen toten und abgestorbenen. Einen Wald, in dem die Bäume als Fragmente standen und ihre Blätter verloren hatten.

Hinter mir blieben die Buckel der Hügel zurück. Der Boden schimmerte nicht mehr so glatt. An manchen Stellen hatte sich eine Staub- oder Ascheschicht ausgebreitet. Sie war wie Puder, als ich durch sie schritt. Bei manchen Schritten wölkte sie hoch. Mir kam in den Sinn, dass es auch die Asche von Toten sein konnte, durch die ich ging.

Jenseits der Bäume oder was immer es sein mochte, hatte die

Welt einen fahlen Schimmer erhalten. Er wurde von einem Licht abgegeben, dessen Quelle ich jedoch nicht sah. Es war einfach etwas heller. Allerdings war es kein Licht, das den Vampiren gefährlich werden konnte wie das der Sonne. Nach ihr sehnte ich mich. Ich wünschte sie mir als Glutball am Himmel, damit ihre zerstörerische Kraft diese verdammte Welt hier vernichtete.

Dieser Wunsch erfüllte sich bestimmt nicht. Und so ging ich weiter dem neuen Ziel entgegen. Ich versuchte, meinen Durst zu vergessen und konzentrierte mich auf die neue Umgebung mit den kahlen Bäumen.

Am Rand des abgestorbenen Waldes blieb ich stehen. Es war wirklich kein Blatt zu sehen. Die Stämme und das Geäst der Bäume sahen nicht nur kahl aus, sie wirkten auch wie poliert. Eine Rinde sah ich nicht, dafür die dicken Arme, die sich mir entgegenstreckten.

Am Rande blieb ich stehen und suchte nach einer Bewegung inmitten dieses Vampirwaldes.

Hier konnten sich durchaus Vampire versteckt halten, doch ich bekam keine zu Gesicht. Außerdem war diese Welt mehr etwas für schwarze Totenvögel und nichts für Blutsauger, die Gräber und Höhlen liebten.

Ich ging mit kleinen Schritten weiter. Ab und zu musste ich den Kopf einziehen, um nicht gegen das Astwerk zu stoßen. Ich hörte wiederum nur die eigenen Schritte. Allerdings fühlte ich mich belauert, ohne jemanden zu sehen.

Ich konnte den toten Wald durchqueren, in dem kein Tropfen Wasser funkelte. Die Luft hier roch noch immer nach Blut, und das hörte auch nicht auf, als ich das Ende des Waldes erreichte und mein Blick frei war, sodass ich mir die weitere Umgebung anschauen konnte.

Wenn mich nicht alles täuschte, stand ich vor einem Friedhof. So ein Gräberfeld hatte natürlich noch gefehlt. Der Friedhof war mit dem aus meiner Welt nicht zu vergleichen. Es gab

Gräber, davon waren jedoch die wenigstens geschlossen. Die meisten zeigten sich aufgewühlt, als wäre jemand von unten nach oben gekrochen. Auch hier hatte Mallmann versucht, die normale Welt irgendwie zu kopieren, denn mit den alten Regeln kam er als Vampir noch am besten zurecht.

Ich ging langsam weiter.

Gräber waren zu sehen und auch Steine. Keine direkten Grabsteine, darauf konnte man hier verzichten. Oft sah ich nur aufgehäufte Steinhaufen, die auf diesem Friedhof markante Ziele bildeten. An seinem Ende stieg das Gelände wieder steiler an, ab einer gewissen Höhe sogar recht steinig. Dort glaubte ich auch, Löcher oder Eingänge in den dunklen Felswänden zu sehen.

Höhlen, in denen sich die Blutsauger verkriechen und ausruhen konnten. Sie alle vegetierten dahin. Sie alle warteten darauf, an das frische Blut der Menschen zu gelangen, um ihre Schwäche durch diese Nahrungsaufnahme überwinden zu können, aber Mallmann hatte da seine eigenen Regeln aufgestellt. Er ließ sie schmachten. Er bestimmte, wann er ihnen einen Bluttrank gab.

Dass ich bisher noch keine weiteren Vampire zu Gesicht bekommen hatte, musste nicht heißen, dass es sie nicht gab. Mallmanns Vampirwelt bot da zahlreiche Verstecke. Auch hier musste ich jeden Augenblick mit einer bösen Überraschung rechnen.

Allerdings würden sich Dracula II und Justine Cavallo nicht so einfach die Butter vom Brot nehmen lassen. Mein Blut gehörte ihnen, und sie würden einen Teufel tun und andere Artgenossen an mich heranlassen. Als Test vielleicht, ansonsten nicht.

Verdammtd, ich vermisste meine Waffen. Kreuz und Beretta befanden sich im Besitz des Carlo Rosetti. Wie triumphal musste er sich fühlen, diese Dinge bei sich zu tragen. Was so viele versucht hatten, war ihm mit einer gewissen Leichtigkeit

gelungen. Aber auch nur, weil er selbst nicht zu den Schwarzblütlern gehörte, sondern sich als Mensch in ihren Dienst gestellt hatte.

Ich war stark mit mir selbst beschäftigt gewesen. So fiel es mir kaum auf, dass ich den alten Friedhof betrat und mich zwischen den Gräbern bewegte.

Es gab hier keine normalen Grabsteine. Man hatte als Schmuck diese kleinen Pyramiden aus verschiedenen Steinen gebaut, und eine, die vor mir lag, besaß eine ungewöhnliche Form an der Oberfläche. Als eine Pyramide stufte ich sie nicht ein. Der Steinhaufen war auch einfach zu flach. Auf diesem Friedhof kam er mir wie eine bestimmte Markierung vor, der ich mich näherte.

Mich hatte eine Ahnung überfallen, dass dieser Punkt wichtig war. Noch lag er im schattigen Licht, sodass ich nicht genau erkennen konnte, was er eigentlich darstellte.

Das Brausen erklang urplötzlich auf. Ich war so in meine eigenen Gedanken versunken gewesen, dass es mich irritierte. Erst als ich einen Blick in die Höhe warf, sah ich, was geschehen war. Von irgendwoher hatten sich zwei Schatten gelöst, die jetzt durch die Luft segelten und auf mich zuhielten.

Im ersten Moment hätte man sie für Vögel gehalten. Genau das waren sie nicht. In dieser Welt gab es an fliegenden Geschöpfen nur Fledermäuse, und die hatten es auf mich abgesehen.

Die beiden boten perfekte Ziele. Hätte ich eine Waffe besessen, wäre es mir leicht gefallen, sie abzuschließen. Leider besaß ich keine, und ich bekam nicht die Zeit, mich länger auf den Angriff einzustellen, denn sie attackierten sofort.

Sie waren kleiner als Mallmann in seiner Gestalt als Fledermaus. Mir reichten sie. Aufgerissene Mäuler, in denen die spitzen Zähne schimmerten.

Die Gier nach meinem Blut ließ sie alle Vorsicht vergessen. Gleichzeitig griffen sie an.

Ich rannte zurück in den Wald. Es war keine Feigheit, sondern Taktik. In der freien Luft konnten sich die Bestien bewegen, wie sie wollten, in diesem abgestorbenen Wald aber, in dem die Bäume doch recht dicht beisammen standen, sah das schon anders aus.

Hier musste ich meine Chance suchen.

Die zwei Angreifer zeigten sich irritiert. Sie suchten nach dem richtigen Weg. Einer schwang sich flatternd in die Höhe. Ich hatte das Gefühl, dass die Luft bei ihren Schwingbewegungen regelrecht knatterte.

Derweil hing ich an einem Ast. Nach dem zweiten Versuch, den Ast abzubrechen, hörte ich über mir das Knacken, und plötzlich war der Widerstand verschwunden.

Durch die Veränderung sackte ich zusammen, ging zurück, stieß gegen einen Stamm, blieb aber auf den Beinen - und hielt den Ast mit beiden Händen fest.

Die erste Fledermaus hatte den richtigen Weg gefunden. Sie flatterte mir jetzt auf Umwegen und mit leichten Zickzackbewegungen entgegen. Der Kopf und das Maul malten sich zwischen den Schwingen ab. Das Tier hatte genug mit sich selbst zu tun, sodass ich die Chance wahrnahm.

Der Ast war vorn nicht angespitzt. Leider nicht. So konnte ich mich nicht in Frantisek Marek, den Pfähler, verwandeln. Ich musste es anders versuchen, lief dem Flattermann entgegen, zielte und drosch zu.

Frust und auch Wut hatte ich in diese Aktion hineingelegt. Mich sollte nichts aus dem Konzept bringen, und das Ende des Astes rammte ich direkt in das kleine Gesicht der Fledermaus.

Ich spürte einen Widerstand. Um mich herum war plötzlich ein wildes Flattern zu hören. Schwingen bewegten sich hektisch. Ich wurde auch getroffen, aber nicht zu Boden geschleudert. Stattdessen rammte ich den Ast noch zwei Mal vor, traf wieder und hatte den Angreifer plötzlich am Boden.

Mein Blick fiel auf das Gesicht.

Es war noch da, aber es war deformiert. Das Wesen kam nicht mehr hoch. Dafür tobte in meiner Nähe sein Artgenosse heran.

Ich beeilte mich.

Mit der Hacke des rechten Fußes trat ich so hart wie nur möglich in das Gesicht.

Es war kein Schrei zu hören. Dafür ein leises Knirschen, als irgendwelche Knochen oder Knorpel brachen. Was weiter mit der zweiten Gestalt geschah, interessierte mich im Moment nicht, denn die zweite Fledermaus war für mich wichtiger.

Ich fuhr geduckt auf der Stelle herum und sah die kleine Bestie in meiner Nähe. Sie griff nicht an und war wohl dabei, nach einer guten Position zu suchen, denn zwischen den Bäumen war es recht eng.

Der erste Sieg hatte mich beflügelt. Ich war nicht mehr zu halten und lief auf die zweite Fledermaus zu. Diesmal nahm ich nicht meine provisorische Waffe zu Hilfe, denn jetzt reichten mir meine Hände aus. Oder in diesem Fall eine Hand.

Mit der Rechten bekam ich eine Schwinge zu packen. Ich riss das Tier zu Boden, wobei ich mich darüber wunderte, wie leicht es letztendlich war.

Es lag plötzlich vor mir, und ich trat diesmal mit beiden Füßen zugleich zu. So sprang ich der verdammten Fledermaus ins Gesicht. Einmal reichte nicht aus, ich wiederholte es, bis das Zucken der Schwingen aufhörte.

Erst dann trat ich aufatmend zurück und fühlte mich plötzlich besser. Es war wirklich nötig gewesen, diesen Erfolg zu erringen. So etwas stärkt das Selbstbewusstsein.

Die Fledermaus bewegte sich nicht mehr. Das Gesicht sah aus wie ein dunkler Fleck, der sich zwischen den Schwingen ausgebreitet hatte. Sogar die Eckzähne hatte ich durch den Druck zerstört, und ich drehte mich um, weil ich mir die zweite Fledermaus anschauen wollte.

Sie lebte noch. Ihre Schwingen zuckten. Sie wollte sich erheben, nur war es ihr unmöglich, denn mein Tritt hatte ihren

Kopf zerstört.

Ich trat noch einmal zu, um der Fledermaus ein Ende zu bereiten. Dann lehnte ich mich gegen einen Stamm, denn ich musste mich von diesem Kampf erholen.

So schlecht stand es nicht um mich. Dieser Gedanke gab mir einen gewissen Anteil an Mut zurück, und ich dachte daran, was ich in der Hand hielt.

Erst jetzt kam ich dazu, mir den Ast genauer anzuschauen. Er war nicht eben der Klopfer und hielt auch keinen Vergleich zu Mareks Pfahl aus, aber er war immerhin eine Waffe, die mir geholfen hatte und die sich auch noch verbessern ließ.

Rosetti hatte mir zwar viel abgenommen. An zwei Dinge hatte er jedoch nicht gedacht. Zum einen an meine kleine Leuchte - die hatte ich später im Kampf gegen Justine verloren -, und zum anderen an mein Taschenmesser.

Das brachte mich natürlich auf eine Idee. Ich war wirklich nicht der perfekte Schnitzer, aber das Ende des Astes, der sogar recht gerade gewachsen war, taugte nicht zum Pfählen. Dafür musste er spitzer sein. Das wollte ich in die Wege leiten, so lange man mich hier in Ruhe ließ. Bei einem schnellen Rundblick entdeckte ich keine Gefahr, holte das Messer hervor, klappte es auf und machte mich an die Arbeit.

Das Holz war hart, aber auch ausgetrocknet, und es splitterte sehr leicht. Der Ast war nicht leicht zu verändern, zudem war ich handwerklich nicht der Größte, aber ich gab nicht auf. Mit der Klinge brach ich Stücke ab, die zu Boden fielen. Ich säbelte, ich sägte, und ich vergaß sogar meine Umgebung.

Allmählich wurde das Ende des Astes spitzer, und ich wollte es so spitz wie möglich haben, um so leichter würde sie einen Körper durchdringen.

Völlig perfekt war das Ergebnis meines Schnitzens nicht, aber ich konnte damit leben. Mein Messer ließ ich wieder in der Tasche verschwinden. Danach fuhr ich mit der Handfläche über die Spitze hinweg.

Ja, das musste klappen. Es gab keine andere Möglichkeit. Der Ast jedenfalls war jetzt als Waffe gut geeignet, und ich würde so manchen Blutsauger damit aufspießen können.

Es war nicht die Garantie, dass ich am Leben blieb, doch mit dieser Waffe konnte ich mir Respekt verschaffen und meinen Gegnern beweisen, dass sie nicht so einfach an mein Blut herankommen würden.

Dieser abgestorbene Wald hatte mir bisher einen entsprechenden Schutz gegeben. Es waren auch keine weiteren Angreifer mehr zu sehen, trotzdem wollte ich den Wald verlassen. Irgendwie musste es weitergehen, und da wollte ich mich nicht auf die andere Seite verlassen und auf ihre Aktionen warten.

Den leicht knotigen Ast hielt ich fest und mit der Spitze nach vorn. So wie ich musste sich mein Freund Frantisek Marek aus Rumänien fühlen, wenn er auf Blutsauger-Jagd ging.

Ich drückte mich an den knochenbleichen Gewächsen vorbei und schlug wieder die Richtung zum Friedhof hinein. Oder was immer dieses Gelände auch sein sollte.

Nachdem ich den relativen Schutz der Bäume verlassen hatte, kehrte meine Spannung zurück. Ich wartete auf die nächste Aktion der anderen Seite. Zunächst einmal geschah nichts. Ich konnte mich normal bewegen und auch die ersten Blicke über das düstere Gelände werfen.

Ich sah wieder die Steinhaufen und denjenigen, der sich im Hintergrund befand.

Dort hatte sich etwas verändert!

Ich blieb stehen, weil ich es genau sehen wollte. Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich zum zweiten Mal hinschaute und einsehen musste, dass der Gegenstand auf den Steinen perfekt zu den Blutsaugern passte.

Es war ein Sarg!

Heller als seine Umgebung und deshalb auch so gut zu erkennen. Jemand musste ihn dort hingestellt haben, als ich im Wald

beschäftigt gewesen war. Diesen Jemand sah ich nicht, dafür hörte ich ihn.

»Der Sarg ist für dich, John Sinclair!«, rief mir Justine Cavallo zu und lachte ...

Das Lachen klang trocken. Auch kalt. Ich bewegte mich nicht und wartete, bis es verhallt war. Noch hatte ich Justine nicht gesehen. Sie hielt sich in sicherer Deckung und zog ihr Spiel durch.

Sie hatte mich nicht überraschen können, denn ich wusste schließlich, wer hier die Regeln aufstellte. In dieser Welt konnte ich überall hinlaufen, wohin ich wollte, finden würde man mich überall. Selbst wenn ich mich in der Erde versteckte.

Ich bewegte mich noch zwei Schritte nach vorn, um auch die letzten abgestorbenen Bäume hinter mir zu lassen.

Meine Sicht war nicht mehr eingeschränkt, aber auch jetzt bekam ich Justine nicht zu Gesicht. Nur der hellere Sarg stand vor mir auf dem Steinhaufen. Leicht schräg, mit dem Kopf- oder Fußende zu mir gewandt.

»John!«, hörte ich sie wieder rufen. »Warum sagst du denn nichts? Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann ist es gut. Gefällt dir der Sarg?«

»Kaum, Justine. Ich bin der Meinung, dass er viel besser zu dir passen würde.«

»Klar, ich kenne die Regeln. Vampire und Särge, das sind Dinge, die bei euch Menschen immer zusammenpassen. Aber auch für dich ist so ein Haus perfekt.«

Erst jetzt zeigte sie sich. Justine hatte sich hinter dem Sarg versteckt gehalten und schob sich nun langsam in die Höhe. Ähnlich wie jemand, der seinen Auftritt genießen will.

Zuerst sah ich das hellblonde Haar, dann schaute ich in das

Gesicht, in dem der Mund offen stand, damit ich auch die Zähne sah.

Sie stützte, sich mit beiden Händen auf dem Sargdeckel ab. Sekundenlang bewegte sich Justine nicht vom Fleck, bis sie schließlich gegen das Holz des Deckels klopfte, um mein Totengeläut anzustimmen.

»Ein schöner Platz, John ...«

Dass ich lachte, irritierte sie. Justine schüttelte heftig den Kopf. Die langen blonden Haare flogen dabei hin und her.

»Was macht dir denn so viel Spaß?«

»Ich habe soeben darüber nachgedacht, dass du es nicht schaffen wirst, mein Blut zu trinken.«

»Aha. Und was macht dich so sicher?«

»Dracula II!«

Justine veränderte ihre Haltung. Sie drückte sich höher und rutschte von der Totenkiste weg. »Da bin ich gespannt, was du dir da ausgedacht hast.«

»Ganz einfach. Will Mallmann und ich bekämpfen uns schon seit Jahren. Jeder versucht, der große Sieger zu sein. Ich will Mallmann vernichtet sehen, er will mich tot am Boden haben. Das ist so, das wird sich nicht ändern. Mallmann will mein Blut. Es ist sein höchstes Ziel. Du glaubst doch nicht wirklich, dass er mich dir als Beute überlässt. Nein, dazu ist er viel zu ehrgeizig. Er wird dich als seine Helferin ausnutzen. Er wird seinen Spaß haben, wenn wir uns bekriegen, die großen Lorbeeren erntet er dann selbst. So und nicht anders musst du die Dinge sehen, die hier ablaufen, Justine.«

Sie schwieg. Über die Gründe wusste ich nicht Bescheid. Es war möglich, dass ich sie nachdenklich gemacht hatte. Zumindest gab ich mich der Hoffnung hin. Vampire reagieren manchmal sehr menschlich. Da kann man dann schon einen Keil zwischen sie treiben.

Nicht bei Justine. »Bluff, Sinclair, alles Bluff. Ich weiß verdammt genau, wie die Dinge liegen. Mag sein, dass Dracula

»II mir dein Blut missgönnt, aber in deinem Körper fließt genug für uns beide.« Sie verstummte für einen Moment und leckte sich über die Lippen. »Du glaubst gar nicht, wie ich mich darauf freue, ebenso wie Mallmann. Es ist einfach alles perfekt, verstehst du?«

»Okay, dann stell dich!«

»Oh! So mutig?«

»Ja. Lass es uns zu Ende bringen.«

Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und stemmte die Fäuste in die Hüften. Dabei war der spöttische Gesichtsausdruck nicht zu übersehen. »Ich wusste, dass du dir etwas einfallen lassen würdest, John. Diese beiden Fledermäuse waren nur ein Test. Es hätte mich betrübt, wenn du ihn nicht bestanden hättest. Du hast sogar die Lehren aus diesem Kampf gezogen, bravo, das war wirklich nicht leicht. Jetzt befindest du dich im Besitz einer Waffe, hast wieder Selbstbewusstsein bekommen, aber glaubst du wirklich, dass du mich damit vernichten kannst?«

»Ich lasse es darauf ankommen!«

Justine bekam einen Wutanfall. »Wie schätzt du mich überhaupt ein, Sinclair? Denkst du nicht an deine Niederlage zurück? Ich hätte dich schon längst leer saugen können. Hast du das vergessen? Es wäre kein Problem gewesen, aber ich habe es nicht getan, weil ich eben auch noch Spaß haben möchte.«

»Dann stell dich!«

Ich war es leid. Ich wollte mich nicht mehr länger hetzen und an der Nase herumführen lassen. Ich hatte schon gegen Justine gekämpft, ich wusste, dass ich mich auf ihre übermenschliche Kraft einstellen musste, aber besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Justine ließ mich einige Schritte weit kommen, bevor sie reagierte. »Nein, John, ich bestimme, wo und wann ich dein Blut trinke. Noch ergötze ich mich an der Vorfreude.« Sie

streckte mir eine gespreizte Hand entgegen. »Aber keine Sorge. Die Dinge werden sich noch ändern. Möglicherweise schneller als du denkst.«

Es war ihr vorläufiger Abschied. Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um und ging davon. Ich schaute dabei auf ihren Rücken und hätte ihn am liebsten mit einer Garbe aus geweihten Silberkugeln gespickt.

Es würde ein Traum bleiben. So schaute ich zu, wie die blonde Bestie in den Hüften schwingend davonging, als wäre diese verdammte Welt der Ort für ein besonderes Casting.

Noch einmal winkte sie mir locker mit der rechten Hand zu, drehte sich allerdings nicht um und war wenig später verschwunden.

Ich hatte Recht behalten mit meiner Vermutung. Justine und Mallmann wussten immer, in welchem Teil der verdammten Vampirwelt ich mich aufhielt.

Es ärgerte mich zwar, doch daran war nichts zu ändern, und ich konnte mich darüber freuen, dass ich noch lebte.

Mein nächstes Ziel war der Sarg, in dessen Nähe sich Justine aufgehalten hatte. Das helle Holz passte nicht so recht in diese Welt. Ich strich mit der linken Handfläche über den Deckel hinweg und merkte, dass sich das Material rau anfühlte.

Es war eine sehr schlichte Totenkiste mit zwei Griffen am vorderen und hinteren Ende. Der Deckel lag flach auf dem Unterteil. Der gesamte Sarg war nur halb so hoch wie ein normaler.

Es hätte nur noch gefehlt, wenn ich meinen Namen auf dem Deckel entdeckt hätte.

Ich wollte mich schon abwenden, als ich etwas hörte. Justine hatte das Geräusch nicht verursacht. Außerdem war sie längst verschwunden. In dieser Welt herrschte eine tiefe Stille, und so bekam ich das Kratzen überdeutlich mit.

Es war aus dem Sarg gedrungen!

Die Erkenntnis und die Reaktion erfassten mich im gleichen

Augenblick. Ich spürte die Gefahr, ich wollte zurück und befand mich schon im Ansatz der Bewegung, als der verdammte Sargdeckel von unten her einen gewaltigen Stoß erhielt und in die Höhe schnellte.

So fix konnte ich mich nicht abdrehen. Mir gelang zwar die seitliche Ausweichbewegung, trotzdem erwischte mich der Deckel. Er prallte nicht voll gegen mein Gesicht, sondern erwischte die linke Seite. Zudem stand ich auf dem falschen Fuß. Durch den Treffer rutschte ich auf dem unebenen Boden weg, und es war auch nichts in der Nähe, was mir Halt gab.

So fiel ich zu Boden und wusste, dass meine Lage verdammt ernst geworden war ...

Aus dem Sarg war keine Puppe geschnellt, sondern eine Gestalt, die Blut wollte. Sie war ausgelaugt, überaus dünn, mit dunklen Kleiderfetzen bedeckt, die an verschiedenen Stellen Löcher aufwiesen, sodass mir ein Blick auf den Körper gelang und ich erkannte, dass die Haut an der Brust aufgerissen war und blanke Knochen zu sehen waren. Dieser verdammt Vampir war schon angefault, und trotzdem existierte er noch auf seine Art und Weise.

Ich war zwar schwer aufgeschlagen, hatte mich aber gedreht und schaute ihn kniend an.

Von seinem Kopf standen einige strähnige Haare ab. Ansonsten war das Gesicht eingefallen. Die Haut, die noch vorhanden war, sah aus wie trübe Asche, und anstelle des Mundes klaffte ein Loch, in dem ich nur zwei Zähne sah.

Die aber reichten aus, denn sie standen wie die Spitzen zweier Lanzen hervor.

Er wollte mein Blut.

Er kam auf mich zu, schlenkerte mit den Armen, bückte sich dabei und griff nach einem Stein, den er blitzschnell warf,

kaum dass er ihn aufgehoben hatte.

Ich konnte soeben noch ausweichen. Warf mich nach rechts, überrollte mich wieder und hielt dabei meine Waffe, den angespitzten Ast, fest.

Als der faulige Verwesungsgeruch meine Nase erreichte, wusste ich, dass sich der Blutsauger in meiner unmittelbaren Nähe befand. Ich blieb auf dem Rücken liegen, wollte den Ast in die Höhe rammen, doch es war schon zu spät.

Ein heftiger Tritt traf meinen Arm. Eine derartige Kraft hatte ich dem Untoten gar nicht zugetraut. Es war zum Glück der linke Arm gewesen, aber die Aktion hatte meinem Gegner trotzdem einen Vorteil gebracht. Er packte mich, um mich in die Höhe zu reißen. Er wollte sich nicht auf mich werfen, und genau das kam mir entgegen.

Ich musste den Atem anhalten, als ich sein widerliches Gesicht dicht vor meinem sah. Es konnte kein Leben mehr in dieser Gestalt sein, und trotzdem waren die Augen nicht leer. In ihnen waberte eine Masse, die an grünlich-braunen Schlamm erinnerte.

Eine Klaue mit zerfetzter Haut suchte nach meiner Kehle. Die Fingerspitzen schrammten bereits darüber hinweg, als ich mit dem rechten Arm ausholte und ihn dabei nach hinten drückte.

Der Untote hatte sich nicht um meine Waffe gekümmert. Wahrscheinlich kannte er in dieser Welt keine Gefahren, und das wurde ihm zum Verhängnis.

Der rechte Arm und die Hand mit dem angespitzten Ast rammten nach vorn. Der Ast traf den Körper und drang tief in ihn hinein. Er setzte mir kaum Widerstand entgegen. Es entstand ein Geräusch, das sich wie das Zerreißen von Papier anhörte. Irgendetwas brach auch in seinem Körper. Für mich waren es die morsch gewordenen Knochen.

Seine Finger hatten es nicht geschafft, meine Kehle zu umklammern. Überhaupt stand das blutgierige Wesen vor mir, ohne sich zu bewegen. Beide Arme waren nach unten gesackt.

Sie hingen wie Stöcke zu beiden Seiten des Körpers herab, und ich sah, was ich mit meiner Waffe angerichtet hatte.

In der Mitte war der Blutsauger zerstört worden. In seinem Körper gab es jetzt ein großes Loch. Der harte Stoß hatte einiges an Rippenknochen zerstört. Dadurch, dass ich den angespitzten Ast etwas schräg gehalten hätte, war auch die Stelle in Mitleidenschaft gezogen worden, an der das Herz normalerweise sitzt.

Es gab ihn noch, aber es gab ihn zugleich nicht mehr. Ich war zurückgetreten, um Zeuge zu sein, wie er langsam in sich zusammensank. Es gab nichts, was die Knochen noch hielt. Durch meinen letzten Angriff waren auch die restlichen Verbindungen gebrochen. Die mageren Beine hielten das Gewicht nicht mehr. Bevor er stürzte, drehte er sich noch nach links zur Seite hin, dann war es mit ihm vorbei.

Schwer prallte er auf den Boden.

Der Aufschlag war von einem Splittern begleitet, denn auch die restlichen Knochen zerbrachen.

Das war geschafft!

Ich blickte zu Boden. Erst jetzt sah ich, dass der Blutsauger beim Aufprall seinen Kopf verloren hatte. Er war ihm abgerissen worden und lag eine halbe Armlänge entfernt.

Auch die zweite Überraschung war Justine und Mallmann misslungen.

Aber es lagen noch andere Prüfungen vor mir, und das bis zum bitteren Ende. Wo sich ein Vampir aufhielt, konnte auch leicht ein zweiter in der Nähe sein.

Deshalb gönnte ich mir den Rundblick, aber in meiner unmittelbaren Umgebung war alles tot und verlassen. Es gab keine sichtbaren Feinde mehr. Man hatte mich allein gelassen.

Wenn ich alles glaubte, das jedoch nicht. Wahrscheinlich hatten Justine und Mallmann testen wollen, wozu ich noch fähig war. Jetzt wussten sie, dass sie härtere Geschütze auffahren mussten.

Ich erinnerte mich an einen Besuch in dieser Vampirwelt. Da hatte ich die verdamten Wesen in Höhlen hausen sehen. Oder auch Löchern. In meiner Nähe war das nicht möglich. Weiter entfernt schon, denn dort malten sich die Umrisse einer Felsformation ab, die zusammen mit dem Gelände leicht anstieg.

Es war eine düstere, felsige Landschaft. Versehen mit Einschnitten und Gräben, kleinen Buchten, Spalten und immer wieder von den dunklen Eingängen der Höhlen gespickt. Eine fremde und auch gefährliche Welt, in die ich hineingelockt werden sollte. Als ich mir die Landschaft genauer anschauten, da stellte ich noch etwas fest. Es war zwar recht ungewöhnlich, aber ich hatte mich nicht geirrt. Dieser Felsen musste bearbeitet worden sein, denn ich glaubte nicht, dass eine Laune der Natur ihn auf diese Art und Weise geschaffen hatte.

Im weitesten Sinne konnte man ihn als ein Haus bezeichnen, das zugleich als Versteck diente.

Bestimmt wollten Justine und Mallmann, dass ich dort hinging. Eine Wohnstatt für Blutsauger, errichtet aus dunklem Gestein, über dem trotzdem eine gewisse Helligkeit schwebte, sodass auch ich etwas zu sehen bekam.

Hingehen oder nicht?

Niemand war da, der mir darauf eine Antwort hätte geben können. Ich musste mich selbst entscheiden. Trotz der zu erwartenden Gefahren lockte mich diese Umgebung. Wieder dachte ich an das Ende mit Schrecken. Dort hinzugehen, war möglicherweise besser, als sich in der freien Natur dieser dämonischen Welt herumzutreiben und mich zu verirren.

Über meinem Kopf hörte ich plötzlich das Flattern. Im nächsten Moment erreichte mich der Windstoß. Ich schaute in die Höhe, ging dabei etwas zurück und sah eine riesige Fledermaus über meinen Kopf hinwegfliegen. Die Fledermaus mit einem menschlichen Kopf und einem menschlichen Gesicht, auf dessen Stirn das große blutigrote D prangte.

Es war Mallmann, der sich verwandelt hatte und nun über mir seine Kreise zog.

Er bot ein schauriges Bild, von dem auch ich nicht unbeeindruckt blieb. Die Lippen hatte er verzogen, damit ich das Schimmern seiner hellen Zähne sah. Er amüsierte sich über mich. Mallmann befand sich in einer wesentlich besseren Lage, und einen Moment später hallte mir sein Lachen entgegen.

Triumph.

Es drückte einfach seinen Triumph aus, den er in diesen Augenblick empfand. Ich rechnete auch mit einem Angriff aus der Luft, aber Mallmann ließ sich Zeit. Er flog ein Stück weiter auf diese halbe Felsenburg zu und setzte dort zur Landung an. Er faltete seine Schwingen zusammen und verdeckte damit für einen Moment seine gesamte Gestalt. Als sie wieder sichtbar wurde, hatte sie sich verändert, denn jetzt stand Mallmann als Mensch vor mir.

»Hi, John«, begrüßte er mich wie einen alten Freund. »Bis jetzt hast du dich gut gehalten. Nicht überraschend für mich, weil ich dich kenne. Sogar eine Waffe hast du dir geschaffen. Sehr kreativ, muss ich sagen. Trotzdem wird es dir nichts mehr nützen. Du bist und bleibst gefangen, und Justine will dein Blut.«

»Ich weiß, Will. Sie wird es aber nicht bekommen.«

»Fühlst du dich wirklich so stark, John?«

»Das hat nichts mit mir und nichts mit meiner Stärke zu tun. Ich denke dabei an dich, Will. Ich kenne dich doch, und ich glaube nicht, dass du es zulassen wirst. Nein, dazu bist du nicht der Typ. Du hast mich nicht über Jahre hinweg gejagt und ich dich auch, um einer anderen Person mein Blut zu überlassen. Nein, daran glaube ich nicht. Das kannst du Justine Cavallo erzählen, aber nicht mir.«

»Ähnliches hast du ihr gesagt -oder?«

»Ja, denn es entspricht der Wahrheit.«

»Meinst du nicht, dass sie sich geändert haben könnte? Es

kann sein, dass ich dein Blut gar nicht will.

Dass es mir einfach nur ausreicht, dich als Untoten zu erleben. Gefangen in dieser Welt, in der du auf dich allein gestellt bist.«

»Da müsst ihr euch schon anstrengen.«

»Das werden wir, John. Die Spielerei ist vorbei. Du bist uns zu wertvoll, als dass wir dich laufen lassen können. Deine Veränderung ist beschlossene Sache. Du hast deine Chance gehabt, aber wir haben dich gefunden.«

»Da bedanke ich mich schon mal für die tolle Chance.«

»Gern geschehen.«

Wir schauten zugleich in die Höhe, weil wir von oben her wieder das Brausen hörten. Für Mallmann war die Szene etwas Wunderbares, ich aber erschrak zutiefst, als ich die zahlreichen, übergroßen Fledermäuse sah, deren Körper den grauen Himmel noch mehr verdunkelten.

Sie flogen Formation, und dabei bewegten sie ihre Schwingen im Takt. Über unseren Köpfen kreisten sie, als wollten sie ihrem Herrn und Meister die große Referenz erweisen.

Dann taten sie etwas, was mich überraschte. Sie starteten nicht zu einem Angriff, sondern sanken hinter mir zu Boden, wo sie sehr bald so etwas wie einen dunklen Teppich bildeten, bei dem sich nichts mehr bewegte.

Dracula II war zufrieden, das sah ich an seinem Nicken. Aber ich fragte mich, was das sollte, und wollte Mallmann ansprechen, als er mir zuvorkam.

»Es sind meine Freunde, mein Wächter, meine Helfer, John. Ich habe sie nicht grundlos herkommen lassen. Sie werden dort bleiben, wo sie gelandet sind, und sie versperren dir den Rückzug.

Du wirst dich nur noch in eine Richtung bewegen können und damit zu deinem Schicksalsplatz.«

»Wo soll das sein?«

»Vor dir. Die Felsenburg. Sie ist so etwas wie eine Hauptstadt

in meiner Welt. Dort lebt auch Justine, die voller Sehnsucht auf dich wartet.«

Es war wohl mehr die Sehnsucht nach meinem Blut. Mallmanns Worte hatten mir klar gemacht, wie gering meine Chancen waren. Wenn ich mich in die falsche Richtung bewegte, würden zahlreiche Riesenfledermäuse in die Höhe steigen, um danach über mich herzufallen.

Zwei dieser Wesen hatte ich ausschalten können.

Bei der Übermacht allerdings würde ich keine Chance haben.

Ich wollte noch etwas zu Mallmann sagen, doch der hatte genug von mir. Es war mir nicht aufgefallen, dass er sich gedreht hatte und aus dem Stand heraus in die Höhe glitt, wobei sich sein Körper in die Gestalt einer riesigen Fledermaus verwandelte und er davonflog.

Die Regeln waren klar. Mallmann hatte sie aufgestellt. Es war seine Welt. Hier konnte er tun und lassen, was er wollte. Wer nicht mitmachte, war verloren.

Ich gehöre zu den Menschen, die immer alles gern selbst ausprobieren wollen. Öfter ein Fehler, aber niemand springt über seinen eigenen Schatten.

Deshalb wollte ich auch wissen, ob Will Mallmann geblufft hatte oder nicht.

Die gelandeten Fledermäuse lagen so flach auf dem Boden, dass sie beim ersten Hinschauen nicht zu sehen waren. Man musste schon näher herangehen, um die leichten dunklen Wellen zu erfassen, die ihre Körper bildeten.

Das tat ich!

Wohl war mir dabei nicht. In dieser verdammten Welt gab es keinen Ort, an dem mir wohl sein konnte.

So ging ich dann mit kleinen Schritten in die Richtung, die Mallmann nicht gewollt hatte. Mein Herz klopfte schneller. Ich freute mich darüber, dass es überhaupt noch klopfte. Als Vampir wäre das nicht mehr möglich gewesen.

Zunächst geschah nichts. Die Tiere schienen mich überhaupt

nicht zu bemerken. Wenn ich die Richtung beibehielt, würde ich bald auf sie steigen.

Soweit ließen sie es nicht kommen. Sie reagierten wie ein ruhender Vogelschwarm, der durch einen plötzlichen Schuss aufgeschreckt worden war. Hier war kein Befehl und auch kein Schuss zu hören gewesen. Es lag einzig und allein an meiner Nähe, dass sie so reagierten. Es gab auch keinen Übergang wie irgendwelche Startvorbereitungen.

Sie schwangen sich plötzlich in die Höhe, und ich stoppte wie vor eine dicke Mauer gelaufen. Plötzlich war um mich herum die Hölle. Wenn ich den Kopf zurücklegte und einen Blick gegen den Himmel warf, dann war die graue Fläche verschwunden.

Sie hatte sich in ein gewaltiges, besetztes und flatterndes Feld verwandelt, eben in das Reich der Fledermäuse, die sich nicht mehr aufhalten ließen und das neue Ziel gefunden hatten.

Dann stürzten sie sich auf mich!

So etwas hatte ich noch nie erlebt. Die Vögel im Hitchcock-Film waren harmlos dagegen. Auch besaßen sie nicht die Schwingen der Fledermäuse, mit denen sie regelrecht zuschlugen und mich auch erwischten.

Bevor sie mich durch die Schläge verletzen und zu Boden treiben konnten, tauchte ich ab. Torkelnd bewegte ich mich nach vorn. Die Arme über den Kopf gekreuzt, um ihn zu schützen. Sie waren überall, sogar an den Beinen und dazwischen in Höhe der Waden.

Die Tiere brachten mich ins Stolpern und eine Sekunde später zu Fall. Als ich bäuchlings am Boden landete, nutzte mir auch meine Waffe nichts. Der angespitzte Ast half mir in dieser Lage nichts. Ich konnte nur hoffen, dass die spitzen Zähne nicht meine Kleidung und später meine Haut zerfetzten, um an mein Blut zu gelangen.

Das geschah nicht.

Ich blieb auf dem Bauch liegen. Ich hörte sie über mir. Sie

berührten mich, sie tanzten auf meinem Rücken. Ich bekam die Schläge ihrer harten Schwingen ab. Krallen kratzten durch meine Haare. Wahrscheinlich hinterließen sie auf der Kopfhaut Striemen, doch weitere Wunden wurden mir nicht zugefügt.

Das Gefühl für Zeit hatte ich verloren. Deshalb wusste ich auch nicht, wie lange dieser Angriff oder nur halbe Angriff dauerte. Erst als die Geräusche leiser wurden, traute ich mir die erste Bewegung zu und hob den Kopf an.

Die Tiere waren noch da. Aber sie griffen mich nicht mehr an. Viele von ihnen waren schon wieder gelandet. Einige schwirrten noch über mich hinweg, und malträtierten die Ohren mit ihren Flattergeräuschen.

Ich wagte es und richtete mich langsam auf. Verdammst noch mal, meine Arme zitterten schon in Höhe der Ellenbogen. Ein derartiger Angriff geht eben nicht spurlos an einem Menschen vorbei.

Natürlich - sie waren noch da. Aber sie hielten sich nicht mehr in meiner unmittelbaren Nähe auf. Sie schwebten mit flatternden Schwingen relativ hoch über meinem Körper hinweg, aber sie beobachteten mich mit ihren verdammten Augen und hätten mich sicherlich zerrissen und ausgesaugt, wenn es keinen anderen Befehl gegeben hätte.

Ob sie sich in Menschen und damit in zweibeinige Vampire verwandeln konnten, war mir in diesem Fall egal. Mir reichte es schon, von ihren Schwingen malträtiert worden zu sein.

Nur einmal huschte eine Fledermaus dicht über meinen Kopf hinweg, ohne mich jedoch zu berühren. Ich ging davon aus, dass *es* eine letzte Warnung gewesen war.

Beim Aufstehen hatte ich mich unbewusst so gedreht, dass ich gegen die Felsenburg in dieser Welt schauen musste. Sie war das Ziel. Mallmann hatte es mir vorgegeben, und dort wurde ich erwartet.

Ich kannte die Umgebung nicht, doch etwas stand fest: Freundlich würde sie mir nicht entgegenkommen.

Also machte ich mich auf den Weg und hoffte, dass es nicht der Weg in den Tod sein würde ...

Suko hatte schon zu viel durchgemacht, um noch großartig überrascht werden zu können. In diesem Fall allerdings war auch er sprachlos. Er konnte nicht anders und musste einfach in die verdammte Vampirwelt hineinschauen, die ihm so klar und deutlich präsentiert wurde. In ihr war ein Mensch nicht mehr als ein Staubkorn, und auch bei John Sinclair würde es nicht anders sein.

Auf der anderen Seite gehörte Suko ebenfalls zu den Mächtigen. Er wollte sich keine Gedanken darüber machen, was noch passieren könnte, sondern lieber handeln, solange die Chancen noch vorhanden war.

Rosetti hatte ihm in seiner Euphorie vieles erzählt und von dem offenen Eingang in diese Welt gesprochen. Das Tor war also nicht geschlossen worden, die magische Brücke stand noch.

Wenn ich mich beeile, dachte Suko, dann schaffe ich es. Dann kann ich in die Welt hineinspringen und ...

Etwas Kaltes berührte seinen Nacken. Es war nicht nur kalt, sondern auch rund, und Suko wusste genau, wie sich die Mündung einer Pistole anfühlte. Carlo Rosetti hatte rechtzeitig genug reagiert. Suko ärgerte sich jetzt, weil er zu langsam gewesen war, aber daran ließ sich nichts mehr ändern.

»Wenn du auch nur versuchst, dich zu bewegen, drücke ich ab, Suko. Klar?«

»Ich habe verstanden.«

»Ausgezeichnet«, hörte er Rosettis Flüsterstimme. »Und noch etwas. Es ist übrigens die Waffe deines Freundes Sinclair. Ich kam nicht umhin, sie ihm abzunehmen.«

»Wie ich mir schon dachte.«

»Ja, so sieht es aus.«

»Und wie geht es weiter, Rosetti?«

Es folgte auf die Frage ein leises Lachen. »Für dich geht es hier weiter, für Sinclair in der anderen Welt. Ihr werdet euer Leben beide verlieren, und es wird im Prinzip keinen Unterschied geben, wie das genau abläuft.«

»Sie machen mich neugierig.«

»Warte noch eine Weile. Zuerst will ich deine Waffe. Ich weiß, dass du dir darüber Gedanken machst, wie du mich ausschalten kannst, aber das wird dir nicht gelingen. Du kennst nur einen Teil deiner Umgebung. Wie heißt es noch bei Brecht? Die im Dunkeln sieht man nicht. Daran solltest du denken.«

Als Spaß hatte ein Typ wie Carlo Rosetti seine Bemerkung bestimmt nicht empfunden.

Die im Dunkeln sieht man nicht!

Suko brauchte nicht lange zu überlegen, um zu wissen, was das zu bedeuten hatte. Irgendwo in der Finsternis dieses großen Kellers lauerten noch andere Helfer, die nur darauf warteten, dass er sich falsch bewegte.

»Wen meinen Sie, Rosetti?«

»Meine Freunde.«

»Ach, die haben Sie auch?«

»Ja, die Insassen des Heims. Sie stehen alle auf meiner Seite. Sie haben mir geholfen, diesen Ort der Magie hier zu schaffen. Und sie würden mich nie im Stich lassen. Nicht wahr?«, rief er mit plötzlich erhobener Stimme.

Es waren genau die richtigen Worte, die Rosetti gewählt hatte. Aus der Dunkelheit in der Nähe schwangen Suko die Geräusche entgegen. Sie erreichten ihn von allen Seiten, und er brauchte nicht lange, um sie zu identifizieren.

Die Menschen traten bei jedem Schritt gegen den harten Boden. Und so drangen sie in die so ungewöhnlich erhelle Zone ein, wobei aus Schattengestalten Menschen wurden.

Schon beim ersten Hinschauen sah Suko, wer in diesem Heim Unterschlupf gefunden hatte. Äußerlich trugen sie die Kutten von Priestern oder Mönchen, die zu alt und zu krank geworden waren, um noch ihren Pflichten nachzukommen.

Krank sahen sie nicht aus. Und alt, das war schon ein sehr relativer Begriff. Als Suko sie genauer anschaute, entdeckte er nicht nur den Ausdruck des Willens in ihren Augen, er sah auch die Waffen in den Händen.

Einige der Männer hielten die Griffe von Messern umklammert. Ein alter Revolver wies ebenfalls in seine Richtung, und der Mann, der ein Gewehr mit beiden Händen fest hielt, zielte ebenfalls auf ihn. Er brauchte nur in die verbissen wirkenden Gesichter zu schauen, um zu wissen, was mit diesen Menschen los war. Für Carlo Rosetti würden sie durchs Feuer gehen.

Suko war froh, dass er sich bisher noch nicht gewehrt hatte. Eine Kugel aus dem Hinterhalt wäre ihm sicher gewesen. Aber auch jetzt sahen seine Chancen nicht eben blendend aus.

Auch der Griff nach dem Stab wäre kaum erfolgreich gewesen. Er hätte dazu seine Hand bewegen müssen, und so etwas hätte Rosetti nicht akzeptiert.

Die Männer ließen einen gewissen Abstand zu Suko und Rosetti. Sie hatten bisher noch kein Wort gesprochen, und dabei blieb es auch. Sie waren nur erschienen, um dem Inspektor klar zu machen, wie gering seine Chancen waren.

»Es sind alles meine Freunde«, erklärte Carlo Rosetti. »Du kannst mir glauben, dass es verdammt lange gedauert hat, bis wir uns gefunden haben. Aber die Zeit war für uns. Ich wusste, dass es einige unter den Brüdern gab, die sich unwohl in ihrer Haut fühlten und deshalb bereit waren, einen anderen Weg zu gehen. Wir haben uns zusammengefunden, und wir haben hier diese Insel erschaffen, in der sich die andere Seite wohlfühlen konnte. Dieser Platz ist einer anderen Macht geweiht worden. Nur deshalb haben wir Vincent van Akkeren zurückholen können. Durch ihre und meine Kräfte.«

»Aber er ist nicht euer Götze«, sagte Suko leise. »Auch van Akkeren ist nur ein Rad im Getriebe.«

»Das mag wohl sein. Nur gibt es große und kleine Räder.« Rosettis Stimme hörte sich leicht kichernd an bei den folgenden Worten. »Van Akkeren gehört zu den großen Rädern. Er wird viel in Bewegung setzen. Er wird Baphomet wieder zu einer großen Blüte verhelfen, und er wird die andere Seite zerstören.«

»Wen meinen Sie?«

»Das weißt du nicht?«, höhnte Rosetti.

»Ich kann es mir denken.«

»Lass hören.«

»Van Akkeren hat damals einem Dämon gedient, der auf den Namen Baphomet hört. Es gab Templer, die vor Jahrhunderten schon den Weg zu ihm gefunden haben und später dann für einige Zeit in der Versenkung verschwunden sind. Jetzt sind sie wieder zurückgekehrt, ohne allerdings einen richtigen Anführer zu haben ...«

»Das hat sich jetzt geändert. Van Akkeren ist wieder da. Durch sein Erscheinen ist die neue Zeit der Baphomet-Templer eingeläutet worden. Sie werden angreifen, und sie werden sich nicht mehr zurückschlagen lassen. Ich weiß, dass auch wir Feinde haben. Ich weiß auch, wo sie sich aufhalten. Das ist van Akkeren ebenfalls bekannt. So hat er seine Pläne darauf einrichten können. Er wird Baphomet den Weg zum Thron vorbereiten, damit der Dämon mit den Karfunkelaugen endlich die Herrschaft übernehmen kann.«

Es waren große Worte gewesen, die Carlo Rosetti voller Inbrunst ausgesprochen hatte. Suko sah keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Dieser Mensch hatte in der Abgeschiedenheit alles genau vorbereiten können. Keinem war etwas aufgefallen. Bis zu dem Zeitpunkt als der Würfel den Abbe Bloch gewarnt hatte und auch die Weiße Macht etwas gespürt haben musste, sonst wäre John Sinclair nicht losgeschickt worden.

Suko konzentrierte seine Gedanken wieder auf die Gegenwart und sagte: »Darf ich fragen, wo sich Vincent van Akkeren jetzt befindet?«

»Er ist zurück.«

»Das weiß ich. Aber ...«

»Er ist da. Das sollte dir genügen, Suko. Und er besitzt bereits Verbündete, denn ihm hat sich die Vampirwelt geöffnet. Zusammen mit den Blutsaugern ist er eine Allianz eingegangen. Er wird von ihnen Unterstützung erhalten. Und auch er wird die Vampire unterstützen. Wir stehen noch am Beginn, aber es wird weitergehen, das kann ich dir versprechen. Templer und Vampire - Welch einebrisante Mischung.«

Da konnte Suko nicht widersprechen. Er war kein Neuling. Er hatte einiges hinter sich. Die Vergangenheit war bei ihm irgendwie immer präsent, und gerade in dieser Situation musste er an die Mordliga denken, die vor Jahren mal gegründet worden war. Ebenfalls eine Vereinigung böser Mächte und Menschen, die sich der Schattenwelt verschrieben hatten. Damals hatte ihr Anführer Solo Morasso geheißen. Die Mordliga war schließlich zerschlagen worden, aber sie hatte zuvor noch genügend Unheil angerichtet.

»Ich hatte dir doch gesagt, dass du deine Waffe abgeben sollst!«, flüsterte Rosetti. »Los, ich warte nicht mehr lange!«

»Schon gut.«

»Bewege deine Hand nur vorsichtig. Tue nichts Unüberlegtes. Es ist in deinem Sinne.«

»Keine Sorge.«

Suko hatte tatsächlich mit dem Gedanken gespielt, nach dem Stab zu fassen, aber Rosetti war einfach zu misstrauisch. Es hätte gut gehen können, die Hand hätte sich in die gleiche Richtung wie zur Waffe bewegt, doch darauf wollte es Suko nicht ankommen lassen. Vielleicht ergaben sich noch bessere Situationen.

Sorgen bereitete ihm, dass sich Rosetti im Besitz der anderen

Beretta befand. Suko wusste schließlich, wo sich sein Freund John Sinclair aufhielt. Jetzt musste er davon ausgehen, dass John waffenlos durch die Vampirwelt gejagt wurde. Nicht nur von Dracula II, sondern auch von der blonden Bestie.

Alle achteten auf ihn, wie er seinen rechten Arm bewegte. Suko hütete sich vor falschen und hektischen Handlungen. Er hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt, auch wenn es ihm schwer fiel, und er atmete schließlich tief ein, als er mit spitzen Fingern den Griff der Beretta berührte.

Sehr bedächtig zog er die Waffe hervor und streckte dabei den Arm vom Körper weg.

»Wunderbar!«, lobte ihn Rosetti. »Ich nehme an, du fühlst dich jetzt irgendwie nackt.«

»So ähnlich.«

Rosetti lachte leise. »Leg sie zu Boden.«

Die Beretta rutschte Suko aus den Händen. Sie prallte auf und blieb vor seinen Füßen liegen.

Hinter ihm räusperte sich Rosetti. »Es läuft alles wunderbar. Und welche Waffen besitzt du sonst noch?«

»Keine!«

Würde Rosetti ihm das abnehmen?

»Haltet ihn in Schach!«, befahl er seinen Helfern. Danach durchsuchte er Suko. Er zog die Waffe von seinem Kopf zurück und tastete den Inspektor von oben nach unten ab. Die Hände fuhren über die Beine hinweg und tasteten den Körper an den Seiten ab, aber nicht dort, wo sich die Dämonenpeitsche befand, die ebenfalls in Sukos Gürtel steckte, aber von der Jacke verdeckt wurde.

Der Inspektor hoffte, dass ihm diese Waffe nicht abgenommen würde. Er hatte Glück, denn Rosetti spürte nur den Widerstand des Stabs in der Innentasche.

Seine tastende Hand hielt plötzlich inne. »Was ist das?«

»Ein Stab.«

»Und weiter?«

»Ein Talisman«, erklärte Suko mit ruhiger Stimme. »Jeder Mensch trägt wohl einen Glücksbringer mit sich herum. Ich habe ihn aus meiner Heimat China mitgenommen.«

»Zeig ihn mir!«

»Wie du willst!«

Einer der Männer hatte inzwischen Sukos Beretta an sich genommen. Er hielt sie mit beiden Händen fest. Die Arme hatte er ausgestreckt, und er zielte gegen Sukos Kopf.

Es dauerte nicht lange, da hielt Suko den Stab in der Hand. Er hätte jetzt das Wort Topar rufen können, dann wären ihm fünf Sekunden geblieben, um die Lage zu seinen Gunsten zu verändern, aber er tat es noch nicht. Suko behielt die Nerven. Er war die Ruhe selbst, als er Rosetti den Stab entgegenstreckte.

»Das ist alles ...«

Rosetti schaute ihn an. Für einen Moment suchte er die Heimtücke in Sukos Blick, der allerdings sehr gelassen aussah. Suko gab auch keinen Kommentar ab, er wollte nur, dass Rosetti den Stab anfasste.

Das tat Rosetti nicht. Er schaute nur nach, ob es ein normaler Stab war oder vielleicht doch eine versteckte Schusswaffe.

»Bitte, Sie können ihn an sich nehmen. Sie werden sehen, dass er harmlos ist.«

»Ein Talisman, wie?«

»So ist es.«

Rosetti wollte es nicht glauben. »Ein wenig zu groß für einen Talisman.«

Suko hob die Schultern ein wenig an. »Es gibt sie in unterschiedlicher Größe, Mr. Rosetti, muss ich Ihnen das sagen. Glücksbringer sehen ja nicht alle gleich aus.«

Carlo Rosetti war leicht irritiert. Sukos Sicherheit gefiel ihm nicht. Er wurde von mehreren Waffen bedroht, doch das schien ihn nicht weiter zu stören.

»Man hat nicht immer Glück, Inspektor.«

»Das stimmt.«

»Und du hast heute Pech.«

»Es sieht so aus.«

Rosetti rührte den Stab noch immer nicht an. »Du hast sogar großes Pech, denn dieser Keller hier wird zu deinem Grab werden. Dein Körper wird hier vermodern. Vielleicht wird man irgendwann dein Skelett finden und dann sehen, dass der Schädel ein Einschussloch hat. Doch in dieser Zeit hat die Welt längst ein anderes Gesicht bekommen, Suko. Da herrschen wir.«

Suko brachte die Sprache wieder auf seinen Stab. »Wollen Sie ihn nun testen oder nicht?«

»Nein, das brauche ich nicht.«

»Dann darf ich ihn behalten?«

»Sicher, das darfst du!«

Nein, sicher war Rosetti nicht. Suko sah es ihm an. Wahrscheinlich war er durch die Ruhe des Inspektors verunsichert. Als Realist musste er sie als eine gewisse Überlegenheit ansehen, und das konnte ihm nicht gefallen.

In dieser schattigen Umgebung war nicht alles licht und klar. Auch der Zugang in die Vampirwelt war verblasst, der Kampf fand in diesem Fall nur an einer Front statt, und die Lage hatte sich zugespitzt. Das sah Suko dem Mann deutlich an. Rosetti hatte genug geredet. Er war jetzt bereit, die Konsequenzen zu ziehen. Der Atem verließ in scharfen Stößen seinen Mund. Die Beute-Beretta hielt er mit beiden Händen fest, denn er wollte auf keinen Fall daneben schießen.

Carlo Rosetti war ein Mensch, und Suko kannte die Reaktionen eines Menschen, der unter Stress stand und dabei kein abgebrühter Profi-Killer war. Dem konnte ein guter Beobachter ansehen, wann er sich zu einer ungewöhnlichen Tat entschlossen hatte.

Das war bei Rosetti nicht anders als bei vielen anderen. Er wollte schießen, und er würde es nicht mehr lange hinauszögern.

gern.

Das scharfe Grinsen. Das Zucken in den Augen. Der allerletzte Triumph darin ...

Er schoss nicht.

Denn ein Wort reichte.

»Topar!«

Sie wollten, dass ich eine bestimmte Richtung einschlug, und ich tat ihnen den Gefallen. Die zahlreichen Fledermäuse waren zwar aus meiner unmittelbaren Umgebung verschwunden, aber sie waren noch vorhanden. Wie flatternde Wächter begleiteten sie meinen Weg zu den Felsen hin. Immer bereit, auf mich herabzustoßen, wenn ich einen anderen oder falschen Weg einschlug.

Ich dachte nicht nur an Will Mallmann oder an Justine Cavallo, mir wollte auch Vincent van Akkeren nicht aus dem Kopf. Jetzt, wo ich gedanklich einigermaßen zur Ruhe gekommen war, fiel er mir wieder ein, denn in diesem höllischen Spiel stellte er so etwas wie einen Joker dar. Einen verdammt gefährlichen, wenn ich daran dachte, was wir mit dem Grusel-Star in der Vergangenheit schon alles erlebt hatten. An eine Rückkehr hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet, aber in meinem Job hörten die Überraschungen eben nicht auf, und die neue empfand ich wie einen schweren Hammer schlag.

Ich hatte mir zwar so etwas wie eine Waffe besorgt, kam mir allerdings damit recht lächerlich vor, denn mein Leben würde ich durch diesen angespitzten Ast nicht retten können.

Ob sich van Akkeren noch in dieser Vampirwelt aufhielt, war für mich weiterhin die große Frage. Was hätte er auch hier gesollt? Er hatte die Vampirwelt nur als Schleuse oder Durchgangsstation benutzt, um dann wieder in die normale Welt

einzutauchen. Dort konnte er seine Zeichen setzen. Dort konnte er da wieder anfangen, wo er aufgehört hatte, und das war der Kampf gegen die Templer, die der Abbe Bloch um sich geschart hatte.

Vincent van Akkeren war den falschen Weg gegangen. Er huldigte dem Dämonen Baphomet. Er war von dessen Karfunkelaugen fasziniert und zudem von seinem Geist, der nur das Böse und die Welt auf den Kopf stellen wollte.

Es hatte diesen Götzen schon vor Jahrhunderten gegeben. Zu dieser Zeit, als die Templer-Verfolgung durch die offizielle Kirche begann, hatten sich auch die frommen Männer getrennt. Nicht allein durch ihre Flucht vor den Verfolgern, es gab noch einen anderen Grund. Eine Reihe von ihnen verfluchte das, an was sie früher mal geglaubt hatten, und wandten sich dem Gegenteil dessen zu.

Sie tendierten zum Teufel, zur Hölle, die so vielschichtig war und immer wieder neue Überraschungen hervorbrachte. So fühlten sich diese abtrünnigen Templer bei Baphomet besser aufgehoben, denn sie sahen ihn als den Anführer für ihren weiteren Lebensweg an.

Bisher waren sie ihren Weg allein gegangen, ohne Unterstützung einer anderen schwarzmagischen Seite. Das hatte sich nun geändert, denn mit Mallmann und seinen Vampiren erhielten sie eine Unterstützung, die nicht unterschätzt werden durfte.

Aber das war nicht mein Problem - nicht jetzt, wo ich mich fast waffenlos durch eine Welt bewegte, die von meinen Todfeinden regiert wurde und in der die schöne blonde Bestie darauf wartete, mein Blut trinken zu können.

Sie hatte schon die Chance gehabt, aber da hatte mir Mallmann die Galgenfrist gegeben. Für ihn war es zu einfach gewesen, mich einfach nur blutleer saugen zu lassen. Wenn ich mich schon in seiner Welt befand, dann wollte er es auch auskosten.

Ich blieb stehen, als ich in der Nähe dieser ungewöhnlichen Felsenburg stand. Die Fledermäuse lauerten noch immer in meiner unmittelbaren Umgebung, doch sie flogen hoch genug, um ungefährlich zu sein. Sie wollten nur sicher gehen, dass ich nicht im letzten Moment einen anderen Weg einschlug.

Ich schaute mir das genauer an, was vor mir lag. Eine Burg war nicht unbedingt zutreffend. Es gab Unterschlüpfen in den Felsen. Es waren sogar kleine Hütten gebaut worden, und was über diesem ungewöhnlichen Dorf thronte, waren einfach nur hochragende Felsen, die aussahen wie Türme und mich deshalb an die einer Burg erinnert hatten.

Es gab einen Weg, der in das Zentrum führte. Er war recht breit und kam mir vor wie ein Tortenschnitt, da er sich an seinem Ende hin verengte. Der Eindruck jedenfalls war mir gekommen. Ob es den Tatsachen entsprach, würde ich später sehen, falls man mich so weit kommen ließ.

Das Licht war auch noch da!

Für mich war es ein Licht, obwohl die Bezeichnung nicht unbedingt zutraf, denn es setzte sich einfach nur aus helleren Schatten zusammen, die in verschiedenen Grautönen schimmerten, dabei aber zumeist recht dunkel blieben.

Wie viele Vampire in dieser Welt hausten, darüber machte ich mir keine Gedanken. Sie würden kommen, wenn sie es für richtig hielten, und sie würden über mich herfallen.

Ich ging langsam weiter.

Es war ein dunkler Boden. Einer ohne Gras. Keine einzige Pflanze war zu sehen. Für mich war es die Strecke in den Tod. Ich würde weder in der Gaskammer landen noch auf dem elektrischen Stuhl, und ich würde auch keine Todesspritze bekommen, doch ich würde sterben und trotzdem noch weiterhin existieren - nicht leben, denn das wäre der falsche Ausdruck gewesen. So hatte es sich die andere Seite vorgestellt. So würde sie es auch durchziehen, und bis zu diesem Zeitpunkt war es für mich fraglich, ob ich aus dieser Falle

herauskam.

Ich war der einsame Wanderer, der seinem Schicksal entgegenschritt. Ich würde für all das büßen sollen, was ich in meinem Leben der anderen Seite angetan hatte.

Wenn ich in den Zustand des Untoten übergegangen sein würde, konnte die andere Seite jubeln. Dann hatte sie freie Bahn, zusammen mit Baphomet, und ich würde dann ein Verbündeter sein, ob mir das passte oder nicht.

Diese Folgerung brachte mich wieder auf einen anderen Gedanken. Ich beschäftigte mich mit Suko, mit den Conollys, auch mit Sir James, Glenda Perkins, Jane Collins, der Horror-Oma und anderen Verbündeten. Sie waren dann schlagartig meine Feinde und konnten nichts anderes tun, als mich zu jagen.

Mir persönlich tat es irgendwie gut, dass ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte. Andere Menschen wären vielleicht daran zerbrochen oder in Depressionen verfallen. Ich reagierte da anders. Irgendwie wurde auch mein Widerstandswille angestachelt.

Die Stille der Vampirwelt hatte mich verlassen. Geräusche lenkten mich von den trüben Zukunftsaussichten ab. Mittlerweile hatte ich das Zentrum dieser Welt erreicht. Ein düsterer Ort inmitten der wasserlosen und felsigen Landschaft. Hier gab es auch keine Stellen, an denen Gräber geschaufelt werden konnten. Kein Tropfen Wasser schimmerte auf dem Gestein. Wer hier lebte, der ernährte sich vom Blut und wartete, bis er es bekam.

Mallmann zeigte sich nicht mehr. Auch Justine Cavallo hielt sich zurück. Mir war natürlich klar, dass sie mich erwartete und ihr Spiel mit mir treiben würde, wie sie es schon einmal getan hatte.

Wie konnte eine Frau, deren Bild perfekt in ein Herren-Magazin passte, zu einer derartigen blutgierigen Bestie werden? Es war mir ein Rätsel. Aber ich kannte ihren Lebens-

weg nicht. Ich wusste nichts über ihre Vergangenheit, aber Dracula II hatte sie akzeptiert, und das sollte wirklich etwas heißen.

Ich ging über den recht breiten Weg, sah große Löcher in den felsigen Hängen, entdeckte aber auch die mehr oder weniger kleinen Häuser, die in dieser Mulde standen. Je tiefer ich in sie hineinging, desto mehr Veränderungen sah ich.

Eigentlich erlebte ich hier einen Abklatsch der normalen Welt. Das lag auf der Hand, wenn man Mallmann kannte. Er war mal ein normaler Mensch gewesen, er hatte für das BKA, das deutsche Bundeskriminalamt, gearbeitet und hatte sich bei einem seiner Fälle in die Falle locken lassen. Da war er durch den Blutbiss zu einem Vampir geworden, und zwar zu einem verdammt mächtigen.

Und er besaß den Blutstein. Einen besseren Schutz hätte man sich nicht vorstellen können. In ihm konzentrierte sich das Blut des echten Vlad Dracula, der zudem ein sehr religiöser Mensch gewesen war, bevor er dann in die andere Richtung abgeglitten war.

Wo Justine auf mich wartete, war nicht zu sehen. Sie sah auch keinen Grund, sich zu zeigen. Ich war ziemlich allein, und nur die hoch über mir schwebenden Wächter begleiteten meinen Gang in die Zentrale dieser Vampirwelt hinein.

Ich erreichte die erste Hütte. Vier Mauern, einige Fensterlöcher, ein fast flaches Dach. Von außen sah die Hütte aus wie mit einer Rußschicht beschmiert.

Vor einem Fenster blieb ich stehen. Bevor ich hindurchschauten, blickte ich mich um.

Es war niemand da, der sich an mich heranschlich, und so riskierte ich einen Blick.

Eine Scheibe gab es nicht. Im Innern staute sich die graue Dunkelheit. Aber es war nicht stockfinster. Nach einigen Sekunden konnte ich besser sehen, und der Vergleich mit einer Gefängniszelle kam mir in den Sinn. Vier Schlafstätten lagen

sich gegenüber. Keine Betten. Es waren wohl irgendwelche Decken hingelegt worden und darauf malten sich die Körper ab.

Vampire!

Gestalten, die fast mit der Dunkelheit verschwammen und sich nicht bewegten. Sie lagen im Schlaf da, sie warteten auf frisches Blut, um für die nächste Zeit gesättigt zu sein. Ich wusste nicht, wie sie sich hier ernährten. Allerdings konnte ich mir vorstellen, dass Will Mallmann für sie sorgte und ihnen den Nachschub brachte. Oder sie mal frei ließ und in unsere Welt schickte. Aber damit hielt er sich zurück, das wusste ich. Er baute sich lieber hier die Armee auf, um seine Pläne durchzuziehen zu können.

In der Zukunft auch mit Vincent van Akkeren als Helfer. Als ich daran dachte, wurde mir leicht übel, denn mir fiel auch ein, dass ich das vielleicht nicht mehr erleben würde.

Ein Geräusch lenkte mich von meinem Beobachtungsposten ab. Ich drehte mich langsam um. Bei einer Hütte, die schräg gegenüber lag, wurde von innen her eine Tür aufgestoßen.

Ich sah noch nichts und musste eine Weile warten, bis ich erkannte, wer die Hütte verließ.

Klar, es war ein Blutsauger, doch sein Aussehen überraschte mich. Lange konnte er noch nicht in dieser Welt sein. Er machte auf mich den Anschein, als hätte er meine Welt soeben verlassen. Er war noch jung und einer dieser verrückten Typen, die in jeder Großstadt der Welt zu finden sind. Die sich immer so cool geben und auch dementsprechend kleiden.

Er trug ein dunkles, ärmelloses Unterhemd. Dazu eine Hose, die ihm viel zu groß war. Aber das war wohl Mode, denn die Stoffbeine falteten sich zusammen wie eine Ziehharmonika. Seine Haare standen hoch und sahen aus wie schwarz eingefärbte Glasscherben. Er hielt den Kopf zur rechten Seite hin gedreht. Diese Schieflage änderte sich auch nicht, als er auf mich zinging und dabei leicht stolperte.

Den Grund für die Kopfhaltung erkannte ich sehr bald. Seine linke Halsseite war aufgerissen. Dort war das Blut hervorgequollen und hatten eine dicke Kruste hinterlassen. Ich konnte mir vorstellen, dass sich gleich mehrere Vampire auf ihn gestürzt hatten.

Meiner Ansicht nach hielt er sich noch nicht lange in dieser Welt auf. Aber er hatte Durst. Die Gier nach Blut hatte ihn aus seiner Hütte getrieben. Er hatte mich gerochen. Er wollte an mich heran, er wollte meinen Lebenssaft trinken, und ich schaute zu, wie er sein Maul öffnete. Es klappte auf wie eine Luke, wobei der Unterkiefer tief hängen blieb. Dadurch gelang es mir, seine Zähne zu sehen, die darauf warteten, sich in die Haut der Menschen schlagen zu können.

Er hatte mich gesehen. Er betrachtete mich als Beute. Er schüttelte für einen Moment den Kopf und wirkte wie jemand, der mich ansprechen wollte, bekam jedoch kein Wort heraus. Nur ein Fauchen wurde in seiner Kehle geboren.

Ich erlebte in diesem Fall genau den Unterschied, den es auch bei den Vampiern gab. Im Prinzip gehörte dieser Typ zur gleichen Gruppe wie auch Mallmann oder Justine Cavallo. Aber es gab Unterschiede. Sogar vom Intellekt her.

Diese Gestalt war nichts anderes als ein tumber Mitläufer. Wenig intelligent, möglicherweise sogar ein Abbild seines ersten Lebens, aber nicht weniger gefährlich.

Er wollte mich, und er kam näher!

Wieder ging er mit schaukelnden Bewegungen. Einer, der Mühe hatte, sich überhaupt in der Senkrechten zu halten. Der Kopf pendelte leicht. Wäre er hinabgefallen, es hätte mich nicht gewundert.

Ich hielt meine primitive Waffe in der rechten Hand und warf der Spitze noch einen knappen Blick zu. Sie hatte mir einmal geholfen. Jetzt würde sie sich wieder beweisen müssen.

Plötzlich beschlich mich ein unangenehmes Gefühl. Es war so etwas wie ein Wissen, das mich gepackt hielt. Ich hatte den

Eindruck, dass dieser Vampir nicht der Einzige in meiner Nähe war. Ich konnte es risikieren und drehte mich herum.

Mein Gefühl hatte mich nicht getrogen. Dieser Vampir vor mir war nicht der einzige Blutsauger. Auch anderen war es gelungen, ihre Verstecke zu verlassen. Sie hatten die frische Beute gewittert. Noch hielten sie sich nicht in meiner Nähe auf, aber sie waren auch nicht so weit entfernt, dass ich hätte aufatmen können. Sie schlichen herbei. Wo sie sich zuvor aufgehalten hatten, war mir unbekannt. Jedenfalls hatten sie ihre Verstecke verlassen und kamen näher.

Insgesamt acht.

Zu viel für mich!

Mit der Beretta hätte ich mir den Weg freischießen können, aber die besaß Rosetti.

Schweiß brach mir aus, und ich merkte auch das leichte Zittern in den Knien. Zudem schlug mein Herz schneller. Es passte sich damit den rasenden Gedanken an. Wo immer ich auch hinlaufen würde, es gab einfach keine Lücke. Ich würde stets mit den Blutsaugern in näheren Kontakt kommen, und dieses Wissen peitschte mich auf.

Der angespitzte Ast in meiner Hand würde mir helfen, vielleicht einen oder zwei Blutsauger aus dem Weg zu räumen, aber nicht alle acht. Mehr ließen sich im Moment nicht blicken. Sie waren alle gleich, und trotzdem sahen sie unterschiedlich aus, denn unter ihnen befanden sich auch Frauen.

Die Existenz hier hatte sie gezeichnet. Im ersten Leben mochten sie blühend gewesen sein, aber der Hunger nach Blut hatte sie alt und elend werden lassen.

Ausgemergelte, bleiche Gestalten mit knochigen Körpern und einer lappigen Haut. Schrecklich anzusehen. Haut wie mit Asche eingeschmiert. Leere Blicke, zuckende Bewegungen, begleitet von Geräuschen, die sich anhörten wie ein tiefes Stöhnen oder Ächzen.

Ob sie in der Lage waren, normal zu reden oder nur auf das

Blut fixiert waren, das stand für mich in den Sternen, aber mein Blut wollten sie haben, und deshalb zogen sie den Kreis auch enger.

Wahrscheinlich würde es um mich sogar zu einem Kampf zwischen ihnen kommen, nur half mir das auch nicht aus der Klemme, in der ich verdammt tief steckte.

Der erste Vampir war mir am nächsten gekommen. Ich hätte noch an ihm vorbeilaufen können, aber dann wäre ich in den Armen der anderen gelandet.

Ich blieb still und huschte nur den Lauten der Untoten. Ich kannte Zombies, die sich fast gleich verhielten. So schwang mir ihr Keuchen, Knurren oder auch saugendes Lachen entgegen. Damit machten sie mir klar, wie sehr sie sich auf mein Blut freuten, das so schnell wie möglich in ihre ausgemergelten Körper strömen sollte. Ohne Plan war da nichts zu machen. Nur nicht durchdrehen, die Nerven behalten, auch wenn es mir nicht leicht fiel.

Ich nahm den Blutsauger ins Visier, den ich als ersten gesehen hatte. Er schlurfte auf mich zu. Er hielt den Kopf noch schief und bot dabei fast einen lächerlichen Anblick, von dem ich mich jedoch nicht täuschen ließ.

Ich ging ihm entgegen.

Ein anderer, ein normaler Mensch hätte gestoppt. Er wäre sogar erschreckt gewesen, nicht jedoch der Blutsauger, der sich darauf verließ, dass er einem Menschen überlegen war.

Er präsentierte mir seine Brust, und ich nahm seine Einladung an. Ich riss die primitive Waffe hoch, fasste sie sogar mit beiden Händen und zielte dabei auf die linke Brustseite.

Volltreffer!

So hart und wuchtig, dass der Untote nach hinten kippte und auf den Boden schlug. Sein Körper hatte dem angespitzten Ast mehr Widerstand entgegengebracht als der des ersten Vampirs. Er steckte zwar in der Brust, und um die Wunde herum zeigte sich ein feuchter Fleck, doch der Vampir war nicht erledigt. Er

lag auf dem Rücken und zuckte. Seine Hände fuhren von zwei Seiten auf den Ast zu, um ihn aus dem Körper zu ziehen.

In diesem Fall war ich schneller.

Blitzschnell griff ich zu. Die anderen Hände berührten die Waffe zwar, konnten sie aber nicht fest halten, und so gelang es mir, den Ast wieder aus dem Körper zu ziehen.

Der Wiedergänger wollte sich aufrichten. Ich ließ ihn ein Stück weit in die Höhe kommen, dann rammte ich den Ast mit der Spitze voran senkrecht nach unten.

Diesmal erwischte ich das Herz. Der Blutsauger zuckte in die Höhe. Aus seinem offenen Mund drang das dunkle Blut, das Gesicht verzerrte sich in einem unbeschreiblichen Schrecken, und als ich den Ast wieder aus ihm hervorzog, da war es mit seiner verfluchten Existenz endgültig vorbei.

Ich hatte einen zweiten Sieg errungen, über den ich mich aber keinesfalls freuen konnte. Das Vernichten des Untoten hatte Zeit gekostet, und sie war von den anderen Blutsaugern genutzt worden.

Einer hatte meinen Rücken erreicht.

Er packte zu.

Im Nacken drehte er für einen Moment meine Kleidung zusammen und wuchtete mich einen Moment später so hart zur Seite, dass ich keinen Halt mehr fand und gegen die Mauer einer dieser Hütten prallte. Ich hatte noch im letzten Moment die Arme hochgerissen und mein Gesicht geschützt. So schlug ich damit nicht gegen das Gestein. Allerdings war der Aufprall schon schlimm genug, denn er brachte mich aus dem Konzept. Jetzt war ich nicht mehr derjenige, der reagierte, sondern die anderen sieben Blutsauger.

Ich drehte mich - und erschrak!

Sie hatten die kurze Zeit genutzt und standen in einer Reihe vor mir. Nicht so strikt wie Soldaten, sondern etwas versetzt, aber auch so ließen sie mir keine Lücke.

Das war eine lebende Wand, die mich aufhalten wollte und es

auch schaffen würde.

Das Aussehen der Gestalten prägte ich mir nicht in allen Einzelheiten ein. Es kam nur noch darauf an, einen Fluchtweg zu finden. Der nach vorn war versperrt, denn vier Hände, die mehr an bleiche Krallen erinnerten, griffen bereits nach mir.

Ich schlug sie mit dem angespitzten Ast zur Seite, den ich im Augenblick nicht effektiver einsetzen konnte. Der Rückweg war mir versperrt. In die Mauer konnte ich nicht kriechen. Mir blieb als einzige Chance, mich an ihr entlang zu bewegen, was ich auch tat - und plötzlich keinen Widerstand mehr spürte.

Ich hatte eine offene Tür erreicht und stolperte nach innen. Verdammter, daran hatte ich nicht mehr gedacht. Wie ein Artist auf dem Seil kämpfte ich mit dem Gleichgewicht, fand es sogar wieder und freute mich leider zu früh.

In der Hütte war noch jemand.

Und dessen Hände umklammerten von hinten meinen Hals!

Das eine Wort hatte alles verändert!

Fünf Sekunden blieben Suko, um die Lage für sich zu entscheiden. Er war kein Neuling. Er kannte sich aus. Durch zahlreiche Gefahrensituationen gestärkt, behielt er auch hier die Nerven, denn er war der Einzige, der noch so reagierte wie immer. Ihn hatte die Magie des Buddha nicht erstarren lassen.

Zuerst kümmerte sich Suko um den starr dastehenden Carlo Rosetti. Der Mann hielt die Beretta zwar mit beiden Händen fest, aber Suko schaffte es trotzdem, sie ihm zu entreißen.

Die erste Hürde hatte er hinter sich gelassen. Sofort kümmerte er sich um die zweite. Der Mann, der seine Waffe an sich genommen hatte, stand zum Glück in der Nähe.

Auf dem Weg dorthin ließ Suko die Beretta seines Freundes Sinclair verschwinden. Seine hielt er fest. Er schaffte es auch noch, dem Helfer das Gewehr zu entreißen und wegzuschleu-

dern, dann war die Zeit schlagartig um.

Alles lief wieder normal ab, alles war normal, nur hatten sich die Vorzeichen verändert.

Jetzt war Suko derjenige, der hier die Befehle gab und die Trümpfe in den Händen hielt.

Das stellte zuerst Carlo Rosetti fest. Suko sah, wie es im Gesicht des Mannes arbeitete. Er musste einfach an ein Trugbild glauben, als er Suko vor sich sah und in das Loch der Mündung schaute. Dann blickte er auf seine Hände, um sich davon zu überzeugen, dass er tatsächlich waffenlos war.

»Wo ... wo ...«

»Wenn Sie die Beretta suchen, die habe ich.«

Rosettis Mund klappte zu. Er bewegte nur seine Augen. Er schaute zu seinen Leuten hin, doch auch von ihnen erhielt, er keine Erklärung oder Hilfe. Sie waren ebenso perplex wie er. Der Mann mit dem Gewehr suchte verzweifelt nach seiner Waffe.

»Es ist alles im grünen Bereich«, sagte Suko. »Aber in meinem.« Er ging auf Rosetti zu und drückte ihm die Mündung der Waffe gegen die Wange. »Ich glaube, dass inzwischen meine Zeit angebrochen ist, Meister. Jetzt reden wir so, wie ich es will.«

Rosetti hatte seine Überraschung schnell überwunden. »Was wollen Sie denn?«, keuchte er. »Es gibt nichts mehr zu gewinnen. Auch wenn Sie mich bedrohen, wir stehen auf der Siegerliste.«

»Was sich noch herausstellen wird. Ich bin ja froh, dass Sie mir so viel erzählt haben, aber jetzt stelle ich die Fragen.«

»Und wenn ich nicht antworte?«

»Werde ich Möglichkeiten finden, um dies zu ändern.«

Aus dem Mund des Mannes löste sich ein leicht gurgelndes Lachen. »Als Polizist wollen Sie töten?«

»Wenn es sein muss, ja. Hier geht es um andere Dinge, die weittragend sind.«

»Es ist schon alles vorbei. Es ist bereits geschehen!«, flüsterte Carlo Rosetti. »Wo wir stehen, hat das Böse einen Nistplatz bekommen. Hier gibt es den Ableger der Hölle. Van Akkeren ist wieder da, und er hat sich mit einem mächtigen Vampir verbündet. Man hat ihm die Welt geöffnet, und von ihr aus ist er in das normale Leben zurückgekehrt.«

»Wo finde ich ihn?«

»Ich weiß es nicht!«

Suko strich mit dem Waffenlauf von oben nach unten über Rosettis Wange. »Wissen Sie es wirklich nicht oder wollen Sie nur Ihre Haut retten?«

»Ich war nur sein Diener.«

Das glaubte ihm Suko sogar. Zudem waren ihm die Regeln nicht unbekannt. Dämonen nahmen sich Menschen als Diener. Wenn sie nichts mehr nutzten, ließen sie sie fallen.

Deshalb schlug Suko ein anderes Thema vor. »Wenn Sie mir schon nicht sagen können, was mit van Akkeren geschehen ist, dann will ich mehr über meinen Freund John Sinclair wissen. Und hüten Sie sich, mir etwas Falsches zu sagen.«

»Das kann ich gar nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil er aus dem Spiel ist. Er gehört nicht mehr zu den normalen Menschen, verstehen Sie. Er ist als neuer Einwohner in die Vampirwelt geholt worden.«

»Das weiß ich. Ich mag sie nicht, aber mir bleibt nichts anderes übrig, als sie ebenfalls zu betreten. Und da werden Sie mir doch den Weg sagen können.«

Obwohl ihn die Waffe berührte, schüttelte Rosetti den Kopf. Die Haut auf seinem Gesicht hatte sich gestrafft und das Grinsen seinen Mund in die Breite gezerrt. »Auch wenn Sie mich mit Kugeln spicken, Suko, ich habe keine Ahnung. Ich bin nur der Helfer. Nicht mehr und nicht weniger. Ich besitze keine Macht. Ich habe keine Befugnisse, das müssen Sie verstehen. Hier gibt es andere Personen, die an den entspre-

chenden Fäden ziehen. Also kann ich das verdammte Tor auch nicht öffnen. Ist Ihnen das klar?«

Ja, es war Suko klar. Sogar mehr als das. Er musste einsehen, dass er trotz seiner Bemühungen John Sinclair nicht gefunden und zudem noch verloren hatte. Ohne fremde Hilfe würde er nicht in die Vampirwelt eindringen können. Da blieb das Tor geschlossen. Außerdem hatte die andere Seite erreicht, was sie wollte.

»Was hätten Sie denn sonst zusammen mit Ihren Helfern getan?«, fragte Suko.

»Nichts.«

»Tatsächlich?«

»Warum glauben Sie mir nicht? Ich habe den Boden vorbereitet. Van Akkeren ist wieder da. Es wäre alles so glatt gelaufen, wenn Sie und Ihr Kollege nicht dazwischen gefunkt hätten. Aber Sinclair wird es nicht fassen. Ihn werden sie leer saugen bis zum allerletzten Tropfen, und er wird in der Vampirwelt dahinvegetieren, das ist beschlossene Sache. Daran werden auch Sie nichts ändern können.«

Die Worte passten dem Inspektor nicht. Es musste noch einen Weg geben. Hier war ein Zentrum des Bösen entstanden. Hier hatte man den Boden für eine gelungene Rückkehr des Grusel-Stars aufbereitet, und das war jetzt nicht verschwunden.

Suko blickte von Rosetti weg und in die bleichen Gesichter der Helfer. Die Haut wirkte in diesem ungewöhnlichen Licht seltsam fremd und künstlich. Bisher hatte Suko keine großen Lampen gesehen, sie alle befanden sich draußen. Dieses dunkle Licht hier drang aus den Wänden, dem Boden und aus der Decke. Und dort, wo sich mal die Vampirwelt gezeigt hatte, war es stockfinster.

»Was wollen Sie denn machen?«, fragte Rosetti zischelnd. »Auch weiterhin hier stehen bleiben und warten, bis etwas passiert? Meinetwegen schon, aber es wird nichts passieren, das sage ich Ihnen. Weil nämlich schon alles passiert ist. Die

Vampire haben ihr Ziel erreicht. Vincent van Akkeren ist ebenfalls frei. Was also sollte hier noch abgehen, Inspektor? Sie haben verloren, seien Sie froh, noch Ihr Leben gerettet zu haben. Es hätte auch anders kommen können.«

So schwer es Suko fiel, er musste dem Mann Recht geben. Doch in ihm tobte der Zorn, und er glaubte zudem daran, dass noch nicht alle Karten ausgereizt waren.

Nicht nur ihn störte das plötzliche Geräusch, auch die anderen Männer, denn sie drehten die Köpfe.

Auch Suko veränderte seine Haltung und schaute den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Jemand näherte sich.

Schritte klangen auf.

»Wer kann das sein?«, flüsterte Suko.

»Weiß ich doch nicht ...«

Noch war nichts zu sehen. Suko hielt Rosetti mit einer Hand fest. In der anderen hielt er die Beretta, und deren Mündung berührte nach wie vor den Kopf des Mannes.

Sekunden später malten sich in der grauen Dunkelheit die ersten Umrisse ab.

Jeder sah, dass es zwei Personen waren, die langsam herankamen. Zwei Frauen, junge Frauen, die sich an den Händen hielten. Eine von ihnen war vollständig bekleidet. Die andere hatte über ihren nackten Körper so etwas wie ein tief ausgeschnittenes Hemd gehängt, das den größten Teil ihrer Brüste frei ließ.

»Kennen Sie sie, Inspektor?«

»Nein, noch nicht.«

»Es sind Lilian und Eva. Eine hat Ihren Freund Sinclair begleitet. Und die andere ...« Er sagte nichts mehr und lachte nur.

Die Haltung der Schwestern gefiel Suko nicht. Es gab keinen Grund für sie, sich so ungewöhnlich steif zu bewegen. Es sei denn, sie waren keine normalen Menschen mehr, sondern

Wiedergängerinnen.

Sie blieben plötzlich stehen.

Sie lächelten, lösten sich voneinander, und Suko wusste, dass sie gekommen waren, um Blut zu trinken ...

Es waren die Klauen eines Vampirs, die sich um meinen Hals gedrückt hatten. Sie fühlten sich weder kalt noch warm an. Sie waren auf irgendeine Art und Weise neutral. Ich wusste allerdings auch, dass ich als Mensch mit meinen Kräften gegen diesen Druck nicht ankam und die Klammer um meine Kehle nicht lösen konnte. Mir blieb die Luft weg. Dabei zerrte mich die Bestie rückwärts in die Hütte hinein, um sich dort mit mir zu beschäftigen. Sie stank nach alten Lappen und getrocknetem Blut. Der Geruch drang nur kurz in meine Nase. Er lenkte mich auch nicht ab, denn ich musste die Gestalt loswerden.

Die Finger würde ich nur durch Brechen von meinem Hals wegbekommen, doch das würde zu lange dauern, deshalb musste ich mir etwas anderes einfallen lassen.

Den spitzen Ast ließ ich fallen. In diesem Fall war er mir nur hinderlich. Dann lief alles blitzschnell ab. Ich hatte meine Hände frei, schlug sie über dem Kopf zusammen und bekam dabei genau das zu fassen, was ich wollte. Diesen schmutzigen und zähen Haarschopf des Blutsaugers. Jeder Mensch hätte bei diesem Druck geschrien oder zumindest gestöhnt. Nicht so ein Untoter, der empfand keine Schmerzen, aber er konnte sich auch nicht gegen die Gesetze der Physik wehren.

Die Gestalt war leicht, und das erwies sich als Vorteil. Ich bückte mich, ohne die Haare loszulassen. Im nächsten Augenblick wuchtete ich meinen Körper noch weiter nach vorn, drückte ihn der Erde entgegen und schaffte es, die Gestalt über meinen Rücken und dann über den Kopf hinweg zu Boden zu schleudern.

Das Geräusch des Aufschlags war wie Musik in meinen Ohren. Die starren Finger waren von meinem Hals abgerutscht und hatten brennende Striemen hinterlassen.

Das alles kümmerte mich in diesem Augenblick nicht. Für mich war wichtig, frei zu sein und mich wieder bewegen zu können. Ich schnappte mir meine Waffe, und dabei sah ich, dass sich der Angreifer auf dem Boden herumwälzte und sich schon mit der rechten Hand aufgestützt hatte. Es war ein alter Vampir, beinahe schon ein Greis, dessen Gesichtshaut teilweise eingerissen war.

Er kam nicht mehr hoch.

Nicht ich sorgte dafür, sondern seine Artgenossen, denn sie drängten durch den schmalen Eingang in die Hütte.

Wenn sie das schafften, war ich wirklich verloren. Da gab es keine Chance mehr, ihnen auszuweichen. Deshalb musste ich so schnell wie möglich raus aus dieser Falle.

Die Tür war schon besetzt. Ich warf mich den blutleeren Körpern entgegen. Ich hörte ihre Schreie, die so heiser klangen wie meine Stimme.

Sie waren wie eine Wand aus Gummi.

Ich prallte gegen sie, auch wieder zurück, nahm erneut Anlauf und wollte mir diesmal den Weg freischlagen und auch treten. Die Fäuste setzte ich ebenso ein wie die Füße.

Ich erwischte die Körper, ohne ihnen Schmerzen zufügen zu können. Sie sanken zusammen, aber sie drängten immer wieder nach. Plötzlich fand sich eine gespreizte Hand in meinem Gesicht wieder, der ich fast einen Finger abgebissen hätte. Im letzten Moment zuckte ich zurück, riss aber die rechte Hand mit dem Ast in die Höhe und stieß die Spitze in eine Magen-grube hinein.

Dann erhielt ich einen Schlag gegen das linke Ohr. Ich taumelte zur Seite, ein Tritt erwischte meinen Unterleib, und plötzlich war bei mir die Luft wieder weg.

So schmerzlich es auch war, es zugeben zu müssen, aber

mein Ausbruchsversuch war gescheitert. Zu viele Körper hatten mich wieder zurückgetrieben.

Instinktiv hatte ich die Hände gegen die getroffene Stelle gepresst. Mir blieb nur der Weg nach hinten, und sehr bald schon stieß ich gegen die Innenwand.

Sie kamen jetzt kompakt.

Einige von ihnen hatten die Hütte bereits betreten. Der Anfang machte eine Frau, in deren Körper noch immer mein spitzer Ast steckte, der leider nicht die richtige Stelle erwischt hatte. Sie zog ihn nicht raus und sah nur mich.

Ich biss die Zähne zusammen. Verflucht, ich wollte nicht aufgeben. Ich wollte nicht in dieser elenden Hütte und inmitten der Vampirwelt eines Will Mallmann mein Leben aushauchen. Bisher war ich immer aus jeder Klemme gekommen.

Aber jetzt?

Sie standen vor mir. Es waren wieder acht Blutsauger geworden, die sich kaum beherrschen konnten und auch nicht ruhig stehen blieben. Die Aussicht, mein Blut trinken zu können, hatte sie halb wahnsinnig gemacht. Da stand die Gier in ihren Augen, und ihre Mäuler bewegten sich zuckend. Sie stießen sich gegenseitig an, weil jede oder jeder von ihnen mich als Erster erreichen wollte.

Ich stand an der Wand. Ich saugte die Luft ein. Ich kämpfte gegen die Übelkeit an. Mein Körper war mit Schweiß bedeckt, die Kleidung klebte fest, und in meinem Mund hatte ich einen Geschmack, als hätte ich mit alter Asche gegurgelt.

Zwei dieser Wiedergänger hatten es geschafft, sich vorzuschieben. Sie brauchten noch einen, höchstens einen zweiten Schritt, um mich zu erreichen, aber sie waren schneller, denn jemand rammte gegen ihre Rücken. Da flogen sie auf mich zu, und ich kam auch nicht schnell genug weg.

Sie hatten ihre Hände ausgestreckt, sie krallten sich an mir fest, und ich merkte, wie schwer auch Blutsauger sein konnten. Ich wurde sie nicht los, sie aber schafften es, mich zu Boden zu

zerren.

Das ging langsam, sogar sehr langsam. Ich sank da im Zeitlupentempo nach unten. Andere Wiedergänger folgten und schafften es ebenfalls, an mir Halt zu finden.

Dann lag ich endgültig.

Ich spürte in meinem Rücken noch die Mauer. Ich kam mir so hilflos wie nie vor. Und trotzdem gab ich nicht auf. Ich wollte wieder auf die Beine kommen. Ich trampelte und wuchtete den Oberkörper so gut wie eben möglich hoch. Dabei rammte ich die rechte Faust in eine Vampirfratze. Der Schmerz der Aufprallwucht zuckte bis in den Ellbogen hinein. Zu einem zweiten Schlag kam ich nicht mehr. Über mir sah ich die hässliche Vampirfrau schweben wie einen aus der Hölle entlassenen Todesengel. Sie hatte ihre Arme ausgebreitet. Im nächsten Moment ließ sie sich fallen.

Die Wucht schleuderte mich nicht nur zurück auf den Boden, ich hatte auch das Pech, mit dem Hinterkopf gegen die raue Wand zu schlagen. Ob der Treffer tatsächlich so hart gewesen war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls war er für mich hart genug, denn plötzlich funkte es vor meinen Augen, und einen Augenblick später gingen für mich die Lichter aus ...

Ende des dritten Teils